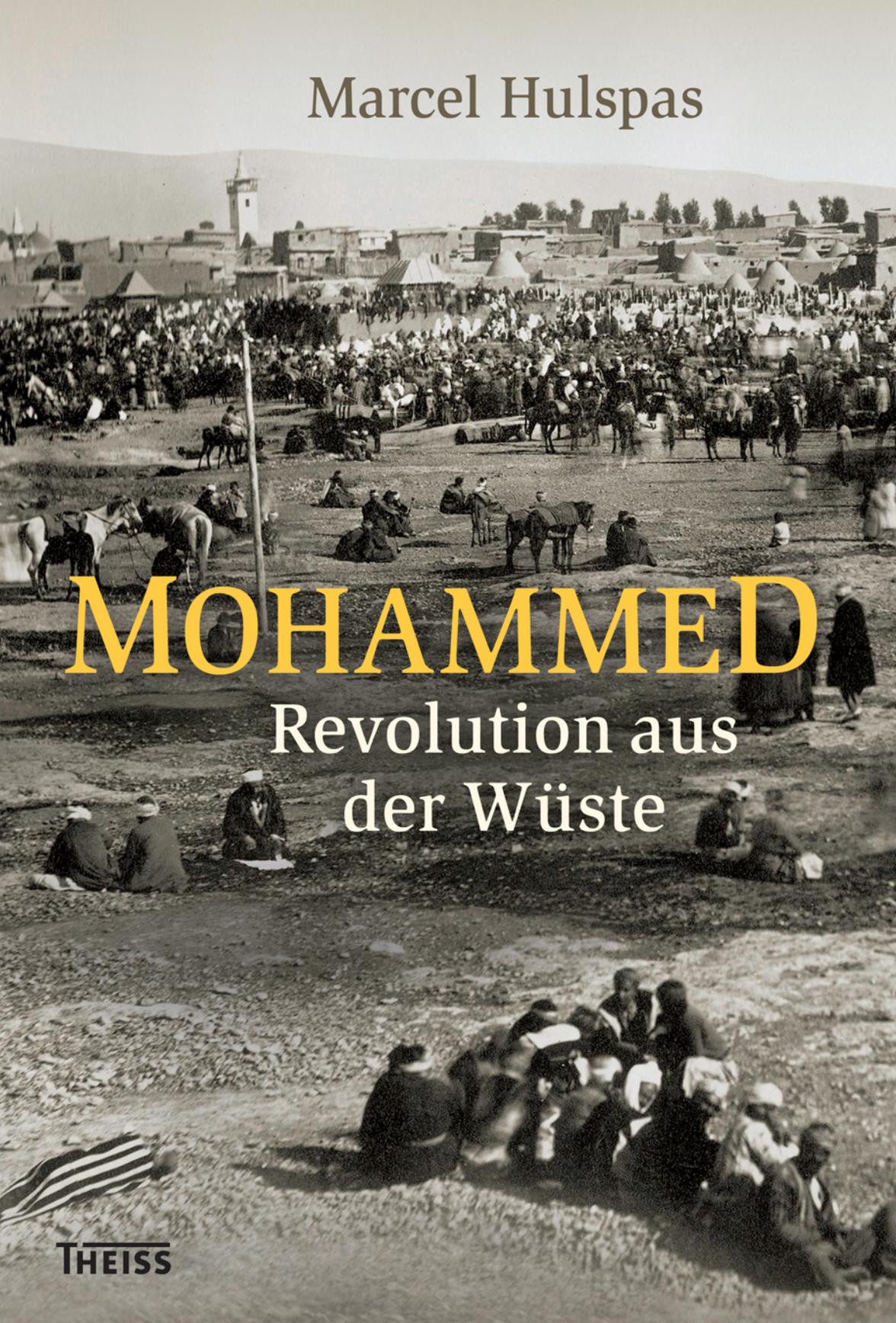


Marcel Hulspas



**MOHAMMED**  
Revolution aus  
der Wüste

**THEISS**



Marcel Hulspas

# Mohammed

Revolution aus der Wüste

Aus dem Niederländischen  
von  
Marianne Holberg

**THEISS**

Mit Dank an Wim Raven

Die Übersetzung wurde gefördert durch den Nederlands letterenfonds

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung  
durch elektronische Systeme.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

Copyright ● 2015 by Marcel Hulspas

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel „Mohammed en het ontstaan van de islam“  
2015 bei Athenaeum – Polak & Van Gennep, Amsterdam

● 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Lektorat: Tamara Al Oudat, München

Satz: SatzWeise GmbH, Trier

Einbandabbildung: Aufbruch zur Pilgerreise nach Mekka, Damaskus 1875 ● akg-images

Einbandgestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt am Main

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-8062-3489-3

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3575-3

eBook (epub): 978-3-8062-3576-0

# Inhalt

## Einleitung 7

### I

1. Das verhängnisvolle Jahr 602 21
2. Hin zum Ende der Zeiten 34
3. Arabien und die Araber 52
4. Der Kampf um Arabien 74
5. Mekka, die Götter, die Kaaba 90

### II

6. Ein Prophet für die Araber 121
7. Die Geschichten über Mohammed 135
8. Die Offenbarungen 165
9. Die Bestrafungsgeschichten 189
10. Der Tag der Auferstehung 211
11. Die Botschaft des Propheten 239
12. Mohammed, die Juden und die Christen 268

### III

13. Prophet in der eigenen Stadt 293
14. Auf dem Weg nach Medina 327
15. Verrat in der Gemeinschaft 358
16. Mord im heiligen Monat 380
17. Der Krieg gegen Mekka und die Juden 398
18. Ein Angriff auf Mekka 437
19. König des Hedschas 470

## IV

20. Der Fall des Persischen Reiches 513

21. Mohammeds letzte Jahre 540

22. Der Durchbruch nach Norden 565

Epilog 603

Literatur 607

Karte 613

Register 617

# Einleitung

*Er behauptet hartnäckig, dass sie [die Schrift] von Gott auf ihn herabgekommen sei.*

Johannes von Damaskus

Wer war Mohammed? Wer war dieser Prophet, von dem die Araber sprachen? Und welche Offenbarung sollte er ihnen gebracht haben? Kam die wirklich von Gott? Eine Offenbarung auf Arabisch, für die Araber? Die Bewohner Palästinas und Syriens – Juden und Christen – konnten es kaum glauben. Er musste ein Betrüger sein, ein Lügner. Aber es war höchst unklug, das laut zu sagen.

Im Jahre 634 hatte alles angefangen. In dem Frühjahr waren urplötzlich riesige arabische Armeen aus dem Süden aufgetaucht. Eine war in der Gegend um Gaza auf eine byzantinische Armee gestoßen, doch die war kein ernst zu nehmender Gegner. Die Byzantiner ergriffen die Flucht und die Araber plünderten danach den ganzen Landstrich. Sie sagten, sie kämen „von Mohammed“. Der sei ihr Prophet. Man hatte keine Ahnung, wovon sie sprachen.

Im Jahre 636 rückten sie nach Norden vor, nach Damaskus und weiter. Kaiser Herakleios mochte einige Jahre zuvor das mächtige Persische Reich in die Knie gezwungen haben – jetzt aber war er unfähig, die plündernden Horden zu vertreiben. Als sie sich der Stadt Homs näherten, konnte er sie noch durch schnelles Eingreifen zurückdrängen und es kam zu einer richtigen Schlacht. Doch die Byzantiner leisteten sich taktische Fehler und wurden auseinandergetrieben. Wieder zogen die Araber Richtung Homs. Letztlich ergriff Herakleios die Flucht und zog nach Westen in seine Hauptstadt Konstantinopel. Würde er jemals zurückkehren, fragten sich alle. Würde er den Glanz des alten Reiches wieder herstellen können? Und viele fragten sich auch: Welche Verbrechen hatten sie begangen, dass ihnen dieses grausame Schicksal zuteilwurde? Sophronios, Patriarch von Jerusalem und ein Gefangener in seiner eigenen Stadt, wusste, warum Gott die wilden „Sarazenen“ auf sie losgelassen hatte: Die Christen hatten gesündigt und Gott gab ihnen den verdienten

Lohn. In seiner Predigt zum Dreikönigstag 636 (oder 637) wetterte er gnadenlos:

„Das ist der Grund, weshalb die rachsüchtigen und Gott hassenden Sarazenen, deren verwüstende Gräueltaten klar und deutlich von den Propheten vorhergesagt wurden, Orte zerstören, die ihnen verboten sind, Städte plündern, Felder verwüsten, Dörfer niederbrennen, heilige Kirchen in Brand stecken, die heiligen Klöster erobern, den Kampf mit den byzantinischen Armeen aufnehmen, die gegen sie zu Felde ziehen, und die im Kampf eroberte Kriegsbeute horten und einen Sieg nach dem anderen erringen.“

Der Kaiser kam nicht zurück. Die jüdischen und christlichen Bewohner Syriens und Palästinas hatten kaum Kontakt zu ihren neuen Herrschern. Und von dem Glauben der Araber verstanden sie so gut wie gar nichts. Die arabischen Herrscher ihrerseits interessierten sich nicht für die Religionen ihrer Untertanen. Christen und Juden – für sie war das ein und dasselbe. Sie nannten sie die „Leute des Buches“; das hieß, dass ihre Propheten ihnen schon viel früher Gottes Offenbarung gebracht hatten. Doch danach waren sie Gott untreu geworden. Sie, die Araber, hatten von ihrem eigenen Propheten Mohammed die definitive, die perfekte Offenbarung empfangen. Und Mohammed hatte gesagt, sie müssten die „Leute des Buches“ mit Respekt behandeln. Sie durften ihren Glauben behalten und mussten für ihren Schutz eine Sondersteuer zahlen, die *Dschizya*. Doch es ging nicht darum, sie zum Islam zu bekehren. Denn der Koran, die perfekte Offenbarung, war in arabischer Sprache herabgesandt worden, galt also ausschließlich für die Araber.

Natürlich war es doch möglich, Muslim zu werden. Gottes Botschaft war im Prinzip für die ganze Menschheit bestimmt. Doch die Araber hatten die nötigen Hindernisse aufgebaut. So befanden sie, dass jemand, der Muslim werden wollte, zuvor ein Abkommen mit einem Araber schließen musste; dann wurde er ein *Mawla*, das hieß, dass er zum Stamm gehörte. Es war, mit anderen Worten, etwas Außergewöhnliches, ein unerhörter Schritt, zu dem niemand ermuntert wurde. Kurz, in den ersten Jahrzehnten nach der Eroberung gingen die arabischen Herrscher und ihre Untertanen einander vor allem aus dem Weg. Das änderte sich erst unter der Herrschaft des berühmten Kalifen Abd al-Malik ibn Marwan.

Abd al-Malik (regierte 685–707) kam nach zwanzig Jahre dauernden heftigen Flügelskämpfen innerhalb des islamischen Reiches an die Macht. Dieser erste Bürgerkrieg (die Tradition spricht von der ersten *Fitna*) brach im Jahre 656 aus. Anlass dafür war, dass Uthman, der dritte Kalif seit dem Tode Mohammeds (reg. 644–656), wichtige Regierungsposten vorzugsweise mit Mitgliedern seiner eigenen Familie besetzte. Dagegen erhoben sich Truppen im Irak und in Ägypten; sie zogen nach Medina, der damaligen Hauptstadt. Uthman wurde in seinem Palast ermordet. Die Aufständischen bestimmten daraufhin Ali, Mohammeds Schwiegersohn, zum neuen Anführer. Der ließ jedoch die Mörder Uthmans unbehelligt und zog sich damit den Zorn der wütenden Aischa zu, einer der bedeutendsten Witwen des Propheten, sowie Muawiyas, des Gouverneurs von Syrien und späteren Kalifen aus der Umayyaden-Familie (und Verwandten Uthmans). Ali besiegte Aischa in der „Kamelschlacht“, wurde danach aber selbst von Muawiya geschlagen und kurz darauf von Extremisten ermordet. Danach blieb es einige Jahre lang relativ ruhig. Muawiyas Versuch, Konstantinopel vom Meer aus zu erobern, misslang. Nach seinem Tod (680) musste sein Sohn Yazid mit mehreren Aufständen fertig werden, einem unter Führung von Alis Sohn Hussein. Dieser wurde in der Schlacht bei Kerbela vernichtend geschlagen. Der Kampf um die Macht im islamischen Reich setzte sich auch nach Yazids Tod (683) fort, bis zwei Jahre danach Abd al-Malik in Syrien an die Macht kam. Dieser tatkräftige Kalif schloss rasch Frieden mit den Byzantinern, dirigierte seine Truppen ost- und südwärts und schlug alle Feinde. Das war der Beginn der Umayyaden-Dynastie, die bis zum Jahr 750 an der Macht bleiben sollte. (Später wurden sie von den Abbasiden verjagt, die eine neue Hauptstadt bauen ließen: Bagdad.)

Als er endlich der unbestrittene *Amir al-Muminin* („Führer der Gläubigen“) war, stand Abd al-Malik vor der schweren Aufgabe, ein Reich zu einer Einheit zu schmieden, das großteils von Christen und Juden und von nur wenigen Muslimen bewohnt wurde, die überdies zutiefst zerstritten waren. Vor allem die besiegten, aber durchaus nicht verschwundenen Anhänger Alis und seiner Familie (die *Schiat Ali*, „Alis Partei“, oder auch Schiiten) stellten eine fortwährende Bedrohung dar. Um die Einheit zu stärken, startete Abd al-Malik ein groß angelegtes Programm zur „Ara-

bisierung“ der Gesellschaft. So führte er beispielsweise ein Maß- und Gewichtssystem ein, das traditionellen arabischen Einheiten entlehnt war. Er reformierte ebenfalls das Münzsystem. In die neuen Münzen ließ er die *Schahada*, das Glaubensbekenntnis, prägen: „Es gibt keinen Gott außer Gott, Mohammed ist der Gesandte Gottes“. Außerdem wurde der Islam auf diesen Münzen als *Din al-Haq* bezeichnet: „die wahre Religion“. Damit zwang er seine nichtmuslimischen Untertanen, Geld mit einer für sie gotteslästerlichen Botschaft mit sich zu führen. (Möglicherweise wurde er dazu allerdings von Justinian II., dem byzantinischen Kaiser, provoziert, der im Jahr 695 neue Goldmünzen mit dem Abbild des Christus herausbrachte. Byzantinische Münzen wurden auch in der islamischen Welt verwendet.)

Abd al-Malik wollte den Islam aus einem in sich gekehrten, exklusiv arabischen Glauben zu einer selbstsicheren, selbstbewussten Religion machen, zu einer Nachfolgerin des Judentums und des Christentums. Bezeichnend dafür war sein Beschluss, auf dem Tempelberg in Jerusalem ein islamisches Heiligtum zu errichten, den Felsendom. Es wurde keine Moschee; das Gebäude hat die achteckige Form, wie wir sie auch oft bei einem Martyrium antreffen. Doch es enthielt kein Grab; dieser Ort sollte verehrt werden. Islamischen Gelehrten zufolge war dies die Stelle, von der aus Mohammed seine Himmelsreise angetreten hatte. Aber auch für die Juden war es ein besonderer Ort. Dort hatte einst der Tempel Salomos gestanden und die Juden träumten davon, ihn genau an dieser Stelle wieder aufzubauen. Ihrer Meinung nach musste dieser Ort leer bleiben. Abd al-Malik kümmerte das nicht. Der Felsendom war zudem eine Provokation für die Christen. Der Kalif ließ nämlich arabische Texte an den Mauern anbringen, die besagten, Christus sei nicht der Sohn Gottes, etwa: „Sprich: ‚Er ist Gott, der Eine, Gott, der Beständige, er zeugte nicht und wurde nicht gezeugt, und keiner ist ihm ebenbürtig.‘“

Der Text stimmt mit der Sure 112 überein. Sie gehört zu den ältesten Teilen des Korans, die wir kennen. Auch Mohammed selbst wird in den Texten des Felsendoms, wenn auch nur ein einziges Mal, genannt: „Mohammed ist der Gesandte Gottes“ (vgl. Sure 33,40). All diese Texte sind offenbar auf die Christen gemünzt. Damit war die Botschaft dieses Gebäudes klar: Die Juden und die Christen sollten wissen, wohin sie gehörten und wohin nicht. Der Islam war die allen anderen überlegene Religion.

Die Christen in Syrien und Palästina wurden unruhig. Sie stellten fest, dass dieser geheimnisvolle Glaube der Araber keine unbedeutende, zweitrangige Erscheinung, sondern gefährliche Ketzerei war. Um 690 schrieb der Mönch Anastasios Sinaites den *Hodegos*, ein Buch mit Anweisungen zur Diskussion eines Christen mit Arabern über das, was er „die falsche Auffassungen der Sarazenen“ nennt. Wenn man Ketzer bekämpfen will, schreibt er,

„dann muss man damit anfangen, ihre falschen Vorstellungen zu verwerfen. Wenn wir beispielsweise mit Arabern reden wollen, müssen wir damit anfangen, jeden zu verurteilen, der sagt: ‚Zwei Götter‘, oder jeden, der sagt: ‚Gott hat einen Sohn gezeugt‘“.

Das war offensichtlich die größte Kritik der Muslime an den Christen: Sie verehrten nicht einen einzigen, sondern zwei Götter (nämlich auch Jesus als den Sohn Gottes), und sie behaupteten, dass Gott einen Sohn habe. Gab es Christen, die den Arabern zu widersprechen wagten? Nach dem *Hodegos* ist es eine Zeit lang ruhig. Doch dann, etwa vierzig Jahre später, erscheint plötzlich die *Pege gnoseos* des Johannes von Damaskus, ein scharfer Angriff auf den Islam.

Johannes von Damaskus war Priester, Mönch oder Kirchenvorstand, in den Quellen finden sich unterschiedliche Angaben. Wir wissen nicht, wann er geboren wurde, doch muss er vor dem Jahr 754 gestorben sein, denn in diesem Jahr wurde er während des ikonoklastischen Konzils in Hieria posthum zum Ketzer erklärt. In diesen Dokumenten wird er als „Mansur“ bezeichnet, ein arabisches Wort, das ‚geholfen‘ bedeutet (womit meistens gemeint ist: von Gott, bei einem Sieg, es bedeutet also auch so etwas wie ‚Sieger‘). Wenn das zutrifft, war er vielleicht der Enkel von Mansur ibn Sarjun, dem Schatzmeister am Hof des Kalifen in Damaskus zu der Zeit, als die Araber die Stadt eroberten. Und dann muss er der Sohn von Sarjun ibn Mansur gewesen sein, Sekretär am arabischen Hof in Damaskus und Vertrauter von Muawiya und Abd al-Malik. Der Überlieferung zufolge zog sich Johannes von Damaskus im Alter, etwa um 730, in das berühmte Kloster Mar Saba bei Jerusalem zurück und schrieb dort auf Griechisch das Werk, das ihn berühmt machen sollte: die *Pege gnoseos* („Quelle der Erkenntnis“), in dem hundert

Ketzereien beschrieben werden. Und Ketzerei Nummer 100 der *Pege* ist der Islam.

Johannes verleiht seiner Verachtung unmissverständlich Ausdruck. Er bezeichnet die Religion der Araber als „Volksverdummung“, spricht von der „Großsprecherei“, „eitlen Geschwätz“ ihres Propheten und von einer sogenannten Offenbarung „voller lachhafter Sachen“. Für ihn ist der Islam der Aberglaube eines rückständigen Volkes. Einst hätten die Araber Götzen verehrt, sagt er, „seitdem aber (und bis heute) erwuchs ihnen ein falscher Prophet, Muḥammad mit Namen, der, nachdem er mit dem Alten und Neuen Testament Bekanntschaft gemacht und anscheinend mit einem arianischen Mönch Umgang gepflegt hatte, eine eigene Häresie schuf“.

Der Islam basiert seiner Meinung nach also auf oberflächlicher Kenntnis des Judentums und des Christentums und der Begegnung mit einem ketzerischen Mönch. (Der Arianismus, auf den er verweist, existierte damals schon nicht mehr, aber er sah offensichtlich Übereinstimmungen zwischen dieser Ketzerei und dem Islam.) Die Schrift, die dieser Mohammed angeblich empfangen hatte, war Johannes zufolge nur ein Witz:

„Um beim Volk den Anschein der Gottesfurcht zu erwecken, verbreitete er zum Schein das Gerücht, vom Himmel sei eine Schrift von Gott auf ihn herabgekommen. Indem er in dem von ihm [stammenden] Buch einige Lehrsätze aufstellte, die [freilich] lächerlich sind, lehrte er sie auf die Weise die Ehrfurcht [vor Gott].“

Er bringt vor, niemand habe die Ankunft Mohammeds prophezeit und niemand sei Zeuge der Offenbarung gewesen:

„Und wenn wir ihnen das Problem stellen, daß Mose am Berge Sinai im Angesicht des ganzen Volkes das Gesetz empfing, indem sich Gott in Wolken, Blitz, Gewitter und Sturmwind offenbarte, und daß alle Propheten, von Mose angefangen, der Reihe nach über das Kommen des Messias ge-  
weissagt haben und daß Christus, [selbst] Gott und Gottes Sohn, Fleisch annehmen und kommen werde, daß er gekreuzigt werden, sterben und auferstehen, und daß er Richter über die Lebenden und die Toten sein werde – und wenn wir dann fragen: Wieso kam euer Prophet nicht auf diese Weise, indem andere über ihn Zeugnis ablegten, und wieso hat Gott nicht in eurem Beisein, wie er dem Mose im Angesicht des ganzen Volkes,

als der Berg in eine Rauchwolke gehüllt war, das Gesetz übergeben hat, auch jenem [Muḥammad] die Schrift, die ihr [euer eigen] nennt, übergeben, damit auch ihr einen Beweis hättet? – [Auf alle diese Fragen] antworten sie, daß Gott tue, was er wolle. Dies, sagen wir, wissen auch wir, doch wir stellen die Frage, wie die Schrift auf euren Propheten herabkam.“

Hat Johannes von Damaskus wirklich mit Muslimen debattiert? Es ist zu bezweifeln. Obiger Dialog sagt – genau wie der des Anastasios – den Lesern, wie man mit Muslimen diskutieren soll: Stell ihnen diese Fragen, dann werden sie so oder so antworten, und gib ihnen darauf dann wieder die und die Antwort. Um zu zeigen, wie lächerlich diese sogenannte Offenbarung ist, gibt Johannes einige Beispiele. An denen erkennt man, dass der Koran, den er gelesen oder gesehen hat, im Prinzip derselbe gewesen sein muss, wie wir ihn jetzt kennen.

Es ist unklar, wann der Koran genau entstanden ist, wer Mohammeds Offenbarungen gesammelt und zusammengefügt hat. Der bekannteste Bericht (und es gibt viele) besagt, die Initiative dazu sei 633 nach der blutigen Schlacht bei al-Aqraba (in den Ridda-Kriegen) zwischen den Muslimen und ihren Gegnern ergriffen worden. Im Jahr zuvor war Mohammed gestorben. Bis dahin wurden all seine Offenbarungen auswendig gelernt und mündlich weitergegeben. Aber in der Schlacht sollen so viele seiner nächsten Gefährten umgekommen sein, dass Mohammeds Nachfolger Abu Bakr den Sekretär Mohammeds, Zaid ibn Thabit, beauftragte, die Offenbarungen aufzuschreiben. Zaid, so wird berichtet, schrieb sie von „Pergament, Schulterblättern, Palmblättern und aus den Herzen von Menschen ab“.

Anderen Berichten zufolge kommt nicht Abu Bakr als erstem Kalifen die Ehre zu, den Koran gesammelt zu haben, sondern seinem Nachfolger Umar (634–644). Und auch der dritte Kalif, Uthman ibn Affan (644–656), wird genannt. Uthman erfuhr, dass die Kämpfer aus Syrien und dem Irak unterschiedliche Versionen der Offenbarungen kannten und sich darüber stritten. Daher beauftragte er vier Gelehrte, unter ihnen den schon genannten Zaid, eine einzige Version der Offenbarungen zu erstellen. Uthman ließ diese Standardversion kopieren und verbreiten und befahl, andere Sammlungen der Offenbarungen zu verbrennen.

Diese Geschichte könnte durchaus wahr sein, denn der älteste Koran, den wir kennen, das Manuskript von Sanaa (1972 in der jemenitischen Hauptstadt Sanaa entdeckt), zeigt viele Ähnlichkeiten mit dem Koran, wie wir ihn jetzt kennen. Eigentlich enthält dieses Manuskript zwei Versionen (der Hälfte) des Korans. Die älteste Version wurde irgendwann abgewaschen und darüber eine neue Version geschrieben. Doch die alte, untere Schicht ist noch erkennbar. Die „neue“ entspricht weitgehend dem Koran „von heute“ und die alte, darunterliegende Version zeigt ein paar Dutzend nicht wirklich bedeutende Unterschiede im Vergleich zur neuen; es geht um Details. Die ältere, C14-datierte Version ist auf eine Entstehungszeit vor 670 bestimmt worden. Das Koranmanuskript von Sanaa zeigt also, dass alle Spekulationen über eine späte oder langsame Entstehung des Korans hinfällig sind. Der Text stand folglich nach 650 mehr oder weniger fest. Somit war der Koran, den Johannes von Damaskus achtzig Jahre später vor sich hatte, höchstwahrscheinlich derselbe wie „unser“ Koran.

Johannes eröffnet seine Kritik am Koran mit den Worten:

„Er sagt, Gott sei ein einziger, der Schöpfer aller Dinge; er sei weder selbst gezeugt noch habe er gezeugt. Er sagt [ferner], Christus sei das Wort Gottes und Geist von ihm, geschaffen und ein Diener [Gottes], und daß er von Maria, der Schwester von Mose und Aaron, ohne Samen geboren worden sei.“

Mit diesem Passus will Johannes zeigen, dass der Prophet völlig verwirrt gewesen sein muss und seiner Ansicht nach nichts von Theologie versteht. Dabei fällt auf, dass Johannes den Inhalt des Korans sehr genau gekannt haben muss. Er gibt exakt die Verse an, die die Muslime in Schwierigkeiten bringen können. Die kuriose Bemerkung, Maria sei die Schwester von Moses gewesen, findet sich tatsächlich im Koran: Sure 19, Vers 28. Angesichts eines derartigen, von Dummheit zeugenden Irrtums zeige sich, dass diese Schrift niemals von Gott kommen kann. Johannes bringt eine weitere bemerkenswerte Auffassung „Mameds“. Und er sagt, „daß die Juden frevelten und ihn kreuzigen wollten, daß sie [aber nur] ein Schattenbild von ihm zu fassen bekamen und kreuzigten; Christus selbst aber, so sagt er, wurde nicht gekreuzigt, ja er starb [überhaupt] nicht.“

Auch diese für einen Christen geradezu unsinnige Mitteilung findet sich tatsächlich im Koran (Sure 4, Vers 157). Danach spricht Johannes von „vielen anderen lächerlichen Dingen“ in der Offenbarung dieses sogenannten Propheten und fügt höhnisch hinzu: „Er behauptet hartnäckig, daß sie [die Schrift] von Gott auf ihn herabgekommen sei.“ Außerdem kennt er noch eine boshafte Klatschgeschichte über Mohammed:

„Dieser Muḥammad [nun] hat sich, wie erwähnt, viele absurde Geschichten zusammengefaselt und jeder von ihnen einen Namen gegeben. Z. B. die Sure ‚Die Frau‘. Darin setzt er fest, daß man sich vier reguläre Frauen nehmen darf und [dazu] Nebenfrauen, wenn man kann, tausend, soviele man eben neben den [regulären] Frauen als Untergebene unter seiner Tutel halten kann. Wenn man aber eine entlassen will, [so kann man das] nach Belieben [tun] und sich eine andere nehmen.“

Der Koran enthält eine Sure mit dem Titel *Die Frauen* (*an-nisāʿ*, Sure 4). Der Titel bezieht sich auf den dritten Vers, in dem es um die korrekte Behandlung von Waisenkindern geht. Wenn eine Waise unter den Schutz eines Mannes gestellt wird, ist es vernünftiger, sie zu heiraten, sagt Gott: „Ein oder zwei oder drei oder vier.“ Wenn ein Mann seinen Frauen nicht gerecht werden kann, soll er nicht heiraten, sondern seine Bedürfnisse bei seinen Sklavinnen befriedigen. Johannes' Bemerkung, dass ein Mann „eine Frau nach Belieben wegtun“ kann, verweist auf den arabischen Brauch, dass ein Mann eine Frau wegschicken kann, indem er dreimal den sogenannten *Talaq* ausspricht. Johannes benutzt diese in seinen Augen schändliche Praxis als Auftakt zu einer unterhaltsamen Anekdote. Diese Regel habe Mohammed aus folgendem Grund aufgestellt: „Muḥammad hatte einen Mitstreiter namens Zaid. Dieser hatte eine schöne Frau, in die Muḥammad sich verliebt hatte.“ Zaid habe Mohammed seine Frau angeblich freiwillig überlassen – und Gott habe ihre Ehe gutgeheißen. Das glaubte Johannes natürlich nicht. Die ganze Affäre hatte einen üblen Beigeschmack – Mohammed hatte sich Zaid's Frau einfach genommen, meint Johannes.

Danach schreibt er: „In derselben Sure verkündet er folgendes: ‚Bestelle das Saatfeld, das Gott dir gegeben hat, und bearbeite es mit Eifer, und tue dies und auf diese Weise‘ – um nicht, wie jener, alles Obszöne zu erwähnen.“ Damit verweist er zweifellos auf folgenden Vers:

„Eure Frauen sind für euch ein Saatfeld. So geht zu eurem Saatfeld, wann ihr wollt! Schickt etwas für euch voraus.“  
(Sure 2,223)

Aber das steht, wie wir sahen, nicht in Sure 4, sondern in Sure 2. Es folgen weitere höchst bedenkliche Behauptungen. „Ferner [gibt es] eine Sure ‚Das Kamel Gottes‘, über das es heißt: ‚Es war [einmal] eine Kamelstute von Gott her, die einen ganzen Fluss austrank [...]‘“. Der Koran kennt weder eine Sure mit diesem Titel, noch findet sich eine solche Geschichte darin. Weiter berichtet Johannes von einer Sure „Der Tisch“, in der stehen soll, dass Jesus Gott um einen (gedeckten) Tisch gebeten habe. Gott soll dann zu Christus gesagt haben: „Ich habe dir und den Deinen einen unvergänglichen Tisch gegeben.“ Sure 5 trägt den Titel *al-mā'ida* („Der Tisch“, was bedeutet: das, was es zu essen gibt; Araber kennen keinen Tisch, von dem man isst), und Vers 114 dieser Sure berichtet, Gott habe für Jesus und seine Jünger einen „Tisch“ aus dem Himmel herabgesandt. Aber die Bemerkung Gottes vom „unvergänglichen Tisch“ ist dort nicht zu finden.

Kurz, Johannes' Angriff ist faszinierend, doch merkt man, dass er beim Verfassen der *Pege gnoseos* kein Exemplar des Korans zur Hand hatte. Er zitiert keine Koranstelle exakt (außer der einen, die auch am Felsendom steht). Er musste sich auf sein Gedächtnis verlassen. Die Folge war, dass er sich hier und da täuscht. Dennoch muss Johannes den Koran gründlich studiert haben. So gründlich, dass er genau die Verse findet, in denen der Prophet (in seinen Augen) Irrtümern erliegt. Johannes' Angriff war einzigartig, beispielloos. Er war sichtlich aufgebracht und auch verbittert. Für ihn war die Zeit des Schweigens und Duldens vorbei. Die *Pege gnoseos* sollte fortan den Ton bestimmen, in dem die Debatte in den folgenden Jahrhunderten und bis heute geführt wurde. Die Gleichsetzung Marias mit Mirjam, der Schwester Mose, die eigenartige Bemerkung über die Kreuzigung, der Umgang mit Sklavinnen, die Geschichte mit Zaid's Frau – das sind Kritikpunkte, mit denen sich auch die moderne Islamkritik gern beschäftigt.

Wie hatte es dazu kommen können? Was für ein Glaube war das, der das christlich-byzantinische Kaiserreich so tief gedemütigt hat und wagte, das Christentum herauszufordern? Was für eine Offenbarung war das?

Und wer war überhaupt dieser Mohammed? Diese Fragen werden in diesem Buch gestellt werden. Um sie zu beantworten, müssen wir weit in der Zeit zurückgehen bis in das verhängnisvolle Jahr 602.



# Teil I



# 1 Das verhängnisvolle Jahr 602

*Im vierzehnten Regierungsjahr von König Chosrau und dem zwanzigsten Regierungsjahr von Kaiser Maurikios erhob sich die byzantinische Armee in Thrakien gegen den Kaiser und setzte einen Mann namens Phokas als ihren König auf den Thron. Nachdem sie gemeinsam nach Konstantinopel gezogen waren, ermordeten sie den Kaiser und seinen Söhne und setzten Phokas auf den Thron des Reiches. Danach zogen sie nach Thrakien, um den Feind aufzuhalten.*

So der armenische Geschichtsschreiber Sebeos. Das Byzantinische Reich hatte schon so manche politische Krise und Palastrevolution erlebt. Aber dieser Staatsstreich im Jahre 602 war anders. Zum ersten Mal in der Geschichte des Reiches wurde ein regierender christlicher Kaiser ermordet. Außerdem ließ Phokas dessen fünf Söhne umbringen. Dieses beispiellose Blutbad war der Auftakt zu Entwicklungen, die weitreichende Folgen haben sollten.

Chosrau war König der Könige im Persischen Reich. Die Perser waren die Erzfeinde der Byzantiner. Die byzantinischen Kaiser wiederum befanden sich oft in der schwierigen Lage, ihre Aufmerksamkeit (und ihre Armeen) gleichzeitig nach Osten und nach Westen lenken zu müssen; Gefahr drohte von den Persern und zugleich von den Stämmen in Thrakien (dem heutigen Bulgarien und Rumänien). Die Truppen in Thrakien, die unter Phokas' Leitung standen, waren offenbar unzufrieden mit der Unterstützung aus Konstantinopel. Daher beschlossen sie, einen der ihren zum Kaiser zu machen, einen, der ihren Interessen besser dienen würde: ihren eigenen Befehlshaber. Aber Kaiser Maurikios saß schon zwanzig Jahre lang auf dem Thron, was für byzantinische Verhältnisse eine beachtliche Leistung war, ein Zeichen, dass er sein Geschäft verstand. Auch hatte er sich in diesen zwanzig Jahren durch strategische Besetzung der wichtigen Posten mit treuen Gefolgsleuten im ganzen

Reich eine stabile Machtbasis aufgebaut. Und die waren nun nicht bereit, sich Phokas zu unterwerfen.

Schon bald entstand das Gerücht, Maurikios' ältester Sohn habe dem Blutbad entkommen können. Sebeos berichtet:

„Nun hatte Kaiser Maurikios einen Sohn, genannt Theodosios, und das Gerücht ging durch das ganze Land, Theodosios sei entkommen und zum persischen König geflohen. Also entstand große Unruhe unter den Römern. In der Hauptstadt, in der Stadt Alexandrien in Ägypten, in Jerusalem und Antiochien und in allen Teilen des Landes griffen die Menschen zu ihren Schwertern und ermordeten sich gegenseitig. Kaiser Phokas erließ den Befehl, alle Rebellen zu töten, die seine Herrschaft nicht anerkannten. Viele Menschen wurden in der Hauptstadt getötet. Er sandte einen Prinzen namens Bonos mit Truppen nach Antiochien, Jerusalem und allen Teilen des Landes. Dieser zog los und eroberte Antiochien und Jerusalem, und fast alle Städte des Landes wurden mit dem Schwert verwüstet.“

Der Staatsstreich führte also zu einem blutigen Bürgerkrieg. Und das war erst der Anfang. Der persische König nutzte das Chaos im Byzantinischen Reich zu einem Angriff. Und dieser Angriff sollte dem Byzantinischen Reich fast zum Verhängnis werden. Doch sollte er zugleich den Weg freimachen für einen neuen Kaiser: Herakleios, den vielleicht größten aller byzantinischen Kaiser. Dieser sollte den Kampf mit den Persern aufnehmen und sie schließlich nach einem 25 Jahre währenden Krieg schlagen.

Dieser gigantische Krieg wird allgemein als der letzte große militärische Konflikt der antiken Welt angesehen. Als die Lage sich beruhigt hatte, waren beide Reiche aber derartig geschwächt, dass die ganze Region fast mühelos einer völlig neuen Macht in die Hände fallen konnte: den Arabern. Diese führten einen neuen Glauben ein, den Islam. In Gang gesetzt wurden all diese Entwicklungen also von dem Staatsstreich im zwanzigsten Regierungsjahr von Maurikios, im November des Jahres 602.

Was für ein Reich war dieses Byzantinische Reich eigentlich? Das Römische Reich dehnte sich auf dem Höhepunkt seiner Macht von England bis weit in den Mittleren Osten aus. Es war das Reich von Julius Cäsar, von Kaiser Augustus, Kaiser Nero und weiteren berühmten Namen. Es

umfasste das gesamte Mittelmeer, das man daher auch stolz *Mare nostrum* nannte: unser Meer. Ein Reich, das im Laufe der Zeit so groß geworden war, dass es unmöglich von der einen Hauptstadt, von Rom, regiert werden konnte. Die Römer waren sich dessen sehr wohl bewusst. Wenn das Reich von zwei Seiten bedroht wurde – von den Germanen und Goten aus dem Westen und von den Persern aus dem Osten beispielsweise – war es für einen einzigen Kaiser unmöglich, im Osten und Westen gleichzeitig schnell und effizient zu handeln. Dann musste er die eine Hälfte des Reiches vorübergehend ihrem Schicksal überlassen. Deshalb fasste Kaiser Diokletian den radikalen Entschluss, sein Reich in zwei Teile aufzuteilen.

Diokletian (Regierung 284–305) bestimmte seinen erfahrenen General Maximian zum Kaiser des westlichen Teils, während er selbst über den östlichen Teil herrschte. Damit verlor Rom seine Funktion als Hauptstadt: Maximian wollte mehr im Zentrum seines westlichen Teils residieren und machte Mailand zur Hauptstadt, Diokletian aber verlegte seinen Thron nach Nikomedia (dem heutigen Izmit, unweit des heutigen Istanbul). Gemeinsam versuchten sie, ein anderes Problem zu lösen, mit dem das Römische Reich seit Jahrhunderten kämpfte: das Problem der Thronfolge. Wenn ein Kaiser gestorben war, ob ermordet oder auf dem Schlachtfeld gefallen, brach oft ein blutiger Machtkampf aus, der immer wieder die Einheit des Reiches in Gefahr brachte. Um dem vorzubeugen, bestimmten Diokletian und Maximian bereits ihre künftigen Thronfolger: Galerius und Constantius Chlorus (späterer Beiname: „der Blasse“). Diese beiden erhielten den Titel Cäsar und durften ebenfalls einen Teil des Reiches regieren. Von da an hatte das Römische Reich also eigentlich vier Kaiser.

Im Jahre 305 war der große Augenblick gekommen: Diokletian und Maximian traten gleichzeitig zurück, Galerius und Constantius wurden die neuen Kaiser des Oströmischen bzw. Weströmischen Reiches. Kein Staatsstreich, kein Blutbad, kein Krieg. Es war eine vollkommen friedliche Machtübertragung. Für römische Verhältnisse eine beachtliche Leistung. Aber am Ende war Krieg doch wieder unvermeidlich.

Um die zukünftige Beziehung zwischen den beiden Reichsteilen zu sichern, war verabredet worden, dass Constantius' Sohn Konstantin am Hof von Diokletian in Nikomedia aufwachsen sollte. Konstantin wurde 305 also ein Untertan von Galerius. Doch ging er davon aus, dass er Kai-

ser des westlichen Teils werden würde und fühlte sich dort in Nikomedia letztlich nicht wohl. Heimlich flüchtete er in den Westen zu seinem Vater Constantius, der sich zu der Zeit in Britannien aufhielt. Dadurch verschlechterte sich die Beziehung zwischen Galerius und Constantius. Eigentlich hätten sie in gemeinsamer Beratung zwei neue Nachfolger bestimmen müssen, wie es Diokletian und Maximian getan hatten, was aber nicht geschah. Nach Constantius' Tod riefen die Truppen in Britannien seinen Sohn Konstantin zum Nachfolger aus. Galerius weigerte sich, Konstantin anzuerkennen, doch die Provinzen Britannien und Gallien schlugen sich auf seine Seite. Nach einer langen Reihe von Kriegen, zuerst im Westen (wo Konstantin mit einigen Thronanwärtern abrechnen musste) und später im Osten, konnte Konstantin sich im Jahr 325 wieder einziger Kaiser des gesamten Römischen Reiches nennen. Diokletians „Experiment“ war fehlgeschlagen.

Konstantin kehrte jedoch nicht nach Mailand oder Nikomedia (oder Rom) zurück, sondern beschloss, eine neue Hauptstadt zu gründen. Dazu wählte er die Hafenstadt Byzanz (Byzantion) am Bosporos, nicht weit entfernt von Nikomedia, und gab ihr seinen eigenen Namen: Constantinopolis (Konstantinopel). Konstantin war ein tatkräftiger Regent und Konstantinopel entwickelte sich schnell zu einer wahren Weltstadt. Doch in den nun folgenden Jahrzehnten meldete sich das alte Problem der Unregierbarkeit des riesigen Reiches wieder. Die beiden Reichsteile wuchsen immer weiter auseinander und 395 teilte Theodosius II. das Reich wiederum in zwei Teile und setzte dort seine beiden Söhne Honorius und Arcadius ein. Danach sollte das Reich nie wieder eine Einheit werden.

Honorius erbt den westlichen Teil, Arcadius den Osten, inklusive Konstantinopel. Der westliche Teil wurde im darauffolgenden Jahrhundert von einer ganzen Anzahl germanischer Stämme überrannt. Der letzte westliche Kaiser, Romulus Augustus, wurde im Jahre 476 von Odoaker, einem germanischen Heerführer, abgesetzt. Danach existierte nur noch das Oströmische Reich, was in etwa dem heutigen Griechenland, dem Balkan, der Türkei, Syrien, Israel und Ägypten entsprach, dazu noch ein ganzes Stück von Afrika. Im Osten reichte es bis weit hinein nach Mesopotamien (dem heutigen Irak). Dort befand sich auch die stark bewachte Grenze zu Persien. Der Fall des westlichen Reiches fand im Osten

keine nennenswerte Beachtung. Wirtschaftlich hatte man dem westlichen Teil des Reiches ohnehin keine große Bedeutung beigemessen. Sie, im Osten, waren die einzigen echten Römer! Die Historiker aber bezeichnen das Oströmische Reich ab 476 als das Byzantinische Reich, um deutlich zu machen, dass es sich sehr wohl vom ‚alten‘ Römischen Reich unterschied. Nach Byzanz also, das Konstantin zu seiner neuen Hauptstadt gemacht hatte.

Im nun folgenden Jahrhundert bis etwa zu Phokas' Staatstreich im Jahre 602 gab es für das Byzantinische Reich glanzvolle Jahre, doch es hatte auch Katastrophen zu durchstehen. In zunehmendem Maße musste man sich gegen die Überfälle der Steppenvölker wehren, die aus Asien und Osteuropa bis zum Balkan und manchmal sogar bis vor die Tore Konstantinopels vordrangen. Das Problem war nicht neu: Die gefährlichste Attacke um 400 herum war die der Hunnen gewesen. Den Byzantinern war es letztlich gelungen, sich freizukaufen, worauf die Hunnen weiter Richtung Westeuropa zogen. Und dann kam die Beulenpest. Die Wissenschaftler sind sich bis heute nicht einig, woher diese Krankheit ursprünglich gekommen war, höchstwahrscheinlich aus Indien. 541, bei dem ersten, dem verheerendsten Ausbruch, wurde die Krankheit zuerst in Ägypten festgestellt, in der Hafenstadt Pelusium. Schon bald tauchte sie in den großen, überfüllten (und schmutzigen) Städten Alexandrien und Konstantinopel auf, danach in Syrien, wo die dritte große Stadt des Reiches lag: Antiochien. Danach erreichte die Krankheit Mesopotamien und um das Jahr 545 Persien.

Konstantinopel musste bereits im Sommer 542 mit der Beulenpest kämpfen. Innerhalb von vier Monaten starb schätzungsweise die Hälfte der 500 000 Einwohner. Auch der damalige Kaiser Justinian erkrankte, genas jedoch. Der Historiker Prokop, der sich während des ersten Ausbruchs der Krankheit in der Stadt aufhielt, schreibt, dass „die ganze Menschheit fast völlig ausgerottet wurde“. Zuerst begrub man die Leichen, doch bald musste man sogar die Türme der Stadtmauern mit ihnen füllen. Noch später versenkte man sie im Meer. In den darauffolgenden Jahrzehnten sollte die Pest noch einige Male ausbrechen und immer wieder viele Opfer fordern.

Eine weitere ‚Plage‘, von der das Byzantinische Reich regelmäßig heimgesucht wurde, bildeten die religiösen Konflikte. Nicht nur zwischen den Juden und den Christen, sondern unter den Christen selbst gab es immer stärkere Spannungen. Das Christentum war im 4. Jahrhundert die dominierende Religion im Römischen Reich geworden, doch am Ende des Jahrhunderts, also noch bevor der östliche und der westliche Teil eigene Wege einschlugen, war in der Kirche ein heftiger Konflikt ausgebrochen über die alte Frage: Was war Jesus nun genau? Ein Gott, ein Mensch oder beides? Der Kern des Problems war, dass der (Erz-)Engel Gabriel Maria verkündigt hatte, sie würde einen Sohn gebären, und auf Marias Frage, wie das möglich sei, geantwortet hatte: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich beschatten.“ Darum solle das Kind „Sohn Gottes“ genannt werden (Lk 1,35). War er damit ein Gott? Oder war Jesus ein Mensch von Fleisch und Blut und hatte als normaler Mensch auf der Erde gelebt? Der Apostel Paulus rang schon mit dieser Frage und nannte Jesus in seinem 1. Brief an die Korinther „den letzten Adam“. Beide, Adam und Jesus, waren keine normalen Sterblichen, sondern waren von Gott ins Leben gerufen (wobei Paulus hinzufügt, Adam sei von der Erde, irdisch, während Jesu Leib vom Himmel sei, geistig; 1 Kor 15,45). Der Evangelist Johannes betrachtete Jesus als eine rein geistige Erscheinung, verursacht durch Gottes Wort: „Das Wort ist Mensch geworden“ (Joh 1,14). Aus dieser Diskussion entstand die offizielle Lehre der Kirche, die besagte, dass Christus der Sohn Gottes sei und zugleich Teil der göttlichen Dreieinigkeit (Gott Vater, Gott Sohn und Heiliger Geist). Und zu seiner „Natur“ hieß es: Christus war nicht ausschließlich Gott und nicht ausschließlich Mensch; er war beides. Aber auch wieder nicht halb Gott, halb Mensch. Jesus hatte, wie es offiziell hieß, zwei „Naturen“; eine göttliche und auch eine menschliche (im Griechischen *dyo physeis*, und deshalb hieß es „Dyophysitismus“). Wie diese Verbindung aber genau aussah, war den meisten Menschen nicht deutlich.

Etwa um das Jahr 400 verfocht der spätere Bischof Nestorius von Konstantinopel eine bestimmte Anschauung, die zu gewaltigen Konflikten führen sollte. Nestorius rang darum, die Rolle Marias zu verstehen. Konnte ein Mensch einen Gott gebären? Er löste die Frage, indem er sagte, Maria sei nur die Mutter des menschlichen Jesus gewesen, nicht

des göttlichen. Doch es war die Zeit einer großen Marienverehrung und Nestor wurde demzufolge heftig angefeindet. Sein größter Widersacher war Bischof Kyrill von Alexandrien, der meinte, Nestorius habe die göttliche und die menschliche Natur Christi zu stark auseinandergezogen. Kyrill beschrieb Christus als „eine einzige fleischgewordene Natur von Gottes Wort“. Christus habe also nicht aus zwei „Naturen“ bestanden, sondern sei eine mystische Transformation der einen, einzigen göttlichen Natur von Gottes Wort zu einem dynamischen Ganzen. (Diese Auffassung ist unter der Bezeichnung Mia- oder Monophysitismus bekannt.)

Um den Streit zu beenden, berief Kaiser Theodosius II. das Konzil zu Ephesus (431) ein, auf dem zur Verwunderung vieler Zeitgenossen Nestorius exkommuniziert wurde. Maria wurde offiziell zur *Theotokos*, der Gottesgebäerin, ausgerufen. Hiermit hatte Alexandrien jetzt die geistliche Führung der Kirche inne. Von Anfang an spielten regionale Gegensätze in dieser Diskussion eine große Rolle. Regionen, die sich gegen die kaiserliche Macht auflehnten, suchten auch auf theologischem Gebiet eine eigene Richtung. Es ist also nicht erstaunlich, dass die Christen der dritten großen Stadt des Reiches, Antiochien, Nestorius' Lehre treu blieben. Nach seiner Verurteilung verzogen sich viele seiner Anhänger, die ‚nestorianischen Christen‘, in die Randgebiete des Reiches oder ins persische Mesopotamien.

Nun folgten Versuche, zu einer für alle akzeptablen Formulierung zu gelangen, und inzwischen kamen andere Bischöfe und Geistliche mit wieder anderen Lösungen. Wie etwa Eutychios, nach dessen Meinung die göttliche Natur des Christus seine menschliche Natur gleichsam verschluckt habe. Eutychios wurde exkommuniziert und später wieder rehabilitiert. Seine Gegner, die zuerst triumphiert hatten, wurden nachträglich exkommuniziert. Das Chaos wurde immer größer, bis Kaiser Markian im Jahre 451 das Konzil von Chalcedon einberief. Es wurden gewaltige Anstrengungen unternommen, den Frieden wiederherzustellen. Bischof Dioskoros I. von Alexandrien, Anhänger des Monophysitismus, wurde abgesetzt, allerdings nicht exkommuniziert. Auf Bitten von Kaiser Markian formulierten die Bischöfe, wie man sich die beiden Naturen vorstellen sollte: Christus war „zwei Naturen in einer Person und Hypostasis“, wobei letzteres soviel wie „Einheit“ bedeutete. Auf diese Formulierung wollten sich die Anhänger Kyrills nicht einlassen. Die Kir-

che im Westen unter Führung des Bischofs von Rom war einverstanden und auch die christlichen Einwohner Palästinas stimmten zu. Doch die Christen in Syrien, Ägypten, in Aksum (heute im Norden Äthiopiens, das damals gerade christlich geworden war) und das entfernte Armenien verwarfen den Spruch des Konzils.

In dem darauffolgenden halben Jahrhundert bekämpften sich die Bischöfe weiterhin. (Und auch die normalen Gläubigen wollten sich beteiligen: 457 wurde ein von Konstantinopel bestimmter Bischof von einer wütenden Menge in Alexandrien gelyncht.) Alle kaiserlichen Versuche, zu einer für jeden akzeptablen Lösung zu kommen, blieben erfolglos.

Anfang des 6. Jahrhunderts war die kaiserliche Geduld mit den Monophysiten erschöpft. Dabei mochte die Tatsache mitspielen, dass das Byzantinische Reich im Banne der Endzeit lebte. Es würde nicht mehr lange dauern, dann würde Gottes Schöpfung 6000 Jahre alt sein. Dann würde Christus auf die Erde zurückkehren. Darauf musste sich das Reich vorbereiten, unter anderem, indem es mit den ketzerischen Strömungen ein Ende machte. So wurde 529 die ‚heidnische‘ Neuplatonische Akademie von Athen endgültig geschlossen. Die Monophysiten wurden anfangs vorsichtiger behandelt. Kaiser Anastasios I. unternahm noch einige Versuche, den endgültigen Bruch zu vermeiden. Sein bekanntester Versöhnungsversuch war 512 die Verbreitung eines alten Hymnus, des *Trishagion*, mit einem kurzen Satz, dass es der Gott Christus gewesen ist, der am Kreuz gelitten hat. Das Volk von Konstantinopel wollte davon nichts wissen, es empörte sich und zwang Anastasios zu demütigenden Büssergesten im Hippodrom. Danach musste er sich auch noch gegen den gefährlichen Versuch des Heermeisters Vitalian wehren, der ihm den Thron streitig machen wollte.

Eine religiöse Versöhnung schien danach ausgeschlossen. Spätere Nachfolger von Anastasios I., Justin I. und Justinian I., setzten die Monophysiten unter Druck, wodurch sich der Konflikt nur noch mehr verschärfte. Justinian musste vorsichtig operieren, um dem Reich keinen Schaden zuzufügen. Die Monophysiten bekamen Unterstützung aus den höchsten Kreisen – zum Beispiel von seiner eigenen Frau Theodora. Etwa um das Jahr 540 erteilte sie dem aus Alexandrien verbannten Patriarchen Theodosius die Erlaubnis, zwei monophysitische Priester zu Bischöfen zu weihen. Einer von ihnen, Theodoros von Arabien, ging zu

den arabischen Christen, der andere, Jakob Baradeus, ließ sich in Edessa (dem heutigen Şanlıurfa im Südosten der Türkei) nieder. Er selbst weihte noch mehr Priester und Bischöfe. Dank Theodora und wahrscheinlich mit schweigender Zustimmung Justinians konnten die Monophysiten in der Mitte des 6. Jahrhunderts ihre eigene kirchliche Organisation aufbauen.

Die Historiker sind sich nicht einig, wieweit die vielen aufeinanderfolgenden Pestepidemien die Schwächung des Byzantinischen Reiches verursacht und damit die verhängnisvollen Ereignisse nach 602 befördert haben. Oft wird die Ansicht geäußert, dass sie der byzantinischen Wirtschaft stark geschadet hätten. Das ist zwar naheliegend, eindeutige Beweise aber fehlen. Dagegen gibt es überzeugende Hinweise, dass die religiösen Konflikte sehr zum Verfall von Byzanz beigetragen haben. Sie verursachten eine tiefe Kluft zwischen der Elite in Konstantinopel und den ‚ketzerischen‘ Randgebieten des Reiches. Doch der stärkste Grund der Instabilität war zweifellos die dritte ‚Plage‘: die unaufhörlichen Kriege mit dem Persischen Reich.

Während seiner Expansion in östliche Richtung im 1. Jahrhundert v. Chr. machte das Römische Reich an den Ufern von Euphrat und Tigris Bekanntschaft mit den Parthern. Die Parther waren ein ursprünglich ostiranisches Volk, das zu der Zeit über das Persische Reich herrschte. Die Römer operierten vorsichtig; sie begriffen, dass sie es hier mit einem gefährlichen Feind zu tun hatten, der sich nicht wie irgendein kleines Königreich einschüchtern ließ. Im Jahre 53 v. Chr. fasste der römische General Marcus Licinius Crassus jedoch den Entschluss, Mesopotamien, die fruchtbaren Ebenen zu beiden Seiten von Euphrat und Tigris dem Römischen Reich einzuverleiben. Dafür brauchte er die Parther nur in die Richtung ihres Mutterlandes zurückzudrängen – eine furchtbare Fehleinschätzung. In der berühmtesten Schlacht bei Carrhae wurden die Römer vernichtend geschlagen. Auch Crassus selbst und sein Sohn kamen dabei ums Leben. Von da an war Krieg zwischen Rom und Persien – dieser eine Krieg, den die Römer nicht gewinnen konnten. Starke Kaiser eroberten Gebiete, die schwächere Kaiser wieder preisgeben mussten. Im Jahr 226 wurde die Situation für die Römer geradezu lebensgefähr-

lich, als die letzte parthische Dynastie (die Asarkiden, die das Persische Reich immer recht locker regiert hatten) von der viel fanatischeren Dynastie der Sassaniden vertrieben wurde. Die träumten von einem Persischen Reich, das wieder ebenso groß und mächtig sein würde wie sieben Jahrhunderte zuvor, in den Tagen von König Kyrus dem Großen. Damals hatte sich die persische Macht vom Indus bis nach Ägypten und bis ans Ägäische Meer ausgebreitet. Das wollten die Sassaniden wieder erreichen. Und das bedeutete, dass die Römer weggefegt werden mussten.

Der erste Sassanidenkönig, Ardaschir I., sorgte vor allem für die Stabilisierung seines Regimes und die Zentralisierung der Verwaltung. Sein Sohn, Schapur I., versetzte den Römern im Jahr 224 die ersten empfindlichen Niederlagen. Er eroberte Syrien und plünderte Antiochien. Danach musste er einer römischen Gegenoffensive weichen, aber 244 schlug er wieder zu und konnte dabei Kaiser Gordian III. besiegen. Sechzehn Jahre später, im Jahr 260, nahm er bei einem der vielen Überfälle sogar einen römischen Kaiser (Valerian) gefangen. Aber es gelang den Sassaniden nicht, die Römer zu vertreiben. Vielmehr gerieten die beiden Supermächte drei Jahrhunderte lang immer wieder aneinander.

Im Jahr 532 schien ein Ende der Auseinandersetzungen zu kommen. Der byzantinische Kaiser Justinian I. und der persische König Chosrau I. Anuschirwan unterzeichneten einen Vertrag ‚des ewigen Friedens‘. Doch der Friede war nur von kurzer Dauer. Im Jahr 561 schloss derselbe Chosrau noch einmal einen Vertrag mit den Byzantinern – und wieder hielt der Frieden nicht, diesmal, weil die Armenier revoltierten. Armenien, hoch im Norden, in Transkaukasien, war ein christliches, den Persern unterworfenes Königreich. Als die Perser ‚ihr‘ Armenien überfielen, überfiel Justinian I. das Persische Reich. Der Coup misslang. Chosrau trieb die Byzantiner wieder zurück. Das hätte das Ende für Justinian bedeuten können, doch Chosrau starb drei Jahre danach; und in Persien brach ein erbitterter Machtkampf aus. Die Byzantiner konnten aufatmen. Das Ergebnis dieses Machtkampfes sollte von großer Bedeutung für die kommenden Ereignisse sein. Wir nähern uns dem verhängnisvollen Jahr 602.

Chosraus offizieller Nachfolger, sein Sohn König Hormizd IV., wurde schnell ausgeschaltet. Deshalb schafften die Angehörigen dessen Sohn, der ebenfalls Chosrau hieß, heimlich aus dem Land. Der junge Chosrau

kam zuerst nach Armenien, danach nach Konstantinopel. Kaiser Maurikios sah jetzt seine Chance, die Perser zu schwächen. Er schickte seinen Bruder mit einer Armee nach Persien, um den jungen Chosrau doch noch auf den Thron zu setzen. Andere Aufständische schlossen sich an und tatsächlich ging Maurikios' Plan auf. Chosrau wurde Chosrau II., der neue König von Persien. Zum Dank für die Hilfe überließ er Maurikios große Teile seines Reiches, darunter auch Armenien. Als Phokas im Jahr 602 Maurikios und seine Söhne ermorden ließ, war Chosrau empört: Sein byzantinischer Beschützer war ermordet worden! Sofort erklärte er Phokas den Krieg. Es bleibt allerdings offen, ob das nur geschah, um den Tod des Maurikios zu rächen.

Im März 603 marschierte die persische Armee – diesmal unter Chosrau II. – noch einmal in Armenien ein, während eine zweite Armee den Norden Mesopotamiens überfiel. Der Krieg dauerte jahrelang. Phokas konnte keine schlagkräftige Verteidigung organisieren. Er musste sich gegen den aufständischen General Narses wehren, ein Mitglied der alten Garde des Maurikios, die sich in Edessa verschanzt hatte. Narses wurde von den Persern bedroht und unternahm einen Einigungsversuch. Dabei machte er geschickt Gebrauch von dem Gerücht, der Sohn des Maurikios sei noch am Leben. Sebeos schreibt:

„[Chosrau II.] überfiel sie frühmorgens, überraschend. Einige fielen durchs Schwert, andere ergriffen die Flucht. Einige, die zum Euphrat geflüchtet waren, starben dort; einige wurden verfolgt. König Chosrau näherte sich dem Stadttor, damit ihm geöffnet würde und er hineinkönnte. Da legte Narses einem jungen Mann ein königliches Gewand an, setzte ihm eine Krone aufs Haupt und schickte ihn zu Chosrau mit den Worten: ‚Dies ist Theodosios, der Sohn des Maurikios. Habt Mitleid mit ihm, wie sein Vater Mitleid mit Euch hatte.‘“

Narses wollte gemeinsam mit Chosrau nach Konstantinopel, um diesen „Sohn des Maurikios“ auf den Thron zu setzen. Chosrau behandelte den kleinen Theodosios mit königlichen Ehren und nahm ihn mit nach Ktesiphon (am Tigris, in der Nähe des heutigen Bagdad). Danach hat man nie wieder etwas von dem jungen Mann gehört. Phokas ließ Narses kurz darauf umbringen. Chosrau II. startete im Jahr 606 eine neue Offensive und drang bis weit ins Land Syrien vor. Eine Stadt nach der anderen fiel

in persische Hand. Um die zusammenbrechende östliche Front zu stärken, zog Phokas möglichst viele Truppen aus Thrakien ab, was die Lage jedoch nicht besserte. Die Perser drangen bis nach Kleinasien vor. In Konstantinopel wusste man: Phokas muss verschwinden, und zwar so schnell wie möglich.

Es gab eine Möglichkeit. Herakleios, einer der von Maurikios eingesetzten Unterkönige und Herrscher über Nordafrika, lehnte sich gegen Phokas auf. Seine Anhänger eroberten Alexandrien. Phokas schickte von Konstantinopel aus eine Flotte, die Alexandrien vom Meer aus erobern sollte, was aber misslang. Stattdessen segelte im Oktober 610 eine Kriegsflotte in die entgegengesetzte Richtung: von Alexandrien nach Konstantinopel. Sie stand unter dem Befehl von Herakleios, dem Sohn des Herakleios. Als er den Fuß an Land setzte, hatten Mitverschwörer in Konstantinopel bereits die notwendige Vorarbeit geleistet. Der junge Herakleios hatte die Stadt schnell unter Kontrolle. Als Erstes räumte er Phokas selbst und alle, die ihn allzu begeistert unterstützt hatten, aus dem Weg. Danach schickte er den Persern eine diplomatische Delegation. Jetzt gäbe es keinen Grund mehr, weiterzukämpfen, ließ er Chosrau wissen. Phokas, der Mörder des Maurikios, sei tot. In dem Moment wurde offensichtlich, um was es dem persischen König in diesem Krieg in Wahrheit ging. Er ließ die Gesandten umbringen und gab so unmissverständlich zu verstehen, dass er nicht die Absicht hatte, die Waffen niederzulegen: Hier lag eine einzigartige Chance, ein für alle Mal mit den Byzantinern abzurechnen. Es ging um alles oder nichts.

Der Kampf ging also weiter. Im Jahr 611, nach langer Belagerung, eroberte Chosrau II. Antiochien. Danach kehrte er nicht um, sondern zog weiter westwärts. Herakleios vertrieb Chosrau im Jahr darauf zwar aus Kleinasien, doch sein Überfall auf Syrien wurde eine völlige Niederlage. Und ein Jahr später, 614, fielen Syrien und Palästina endgültig in persische Hand. Im darauffolgenden Jahr stieß Persien zuerst bis nach Kleinasien vor und von dort bis an den Bosphorus, direkt gegenüber Konstantinopel. Herakleios wollte verhandeln oder zumindest Zeit gewinnen, doch Chosrau witterte schon seinen Sieg und forderte die völlige Übergabe. Herakleios musste Christus abschwören und von nun an die persischen Götter verehren.

Schließlich zogen die Perser sich wieder aus Kleinasien zurück, um im Jahr 624 mit einem viel größeren Heer zurückzukehren. Es wurde Zeit für die endgültige Vernichtung. Sie hatten einen Vertrag mit den Awaren geschlossen, einem Volk, das schon seit geraumer Zeit das Byzantinische Reich von Thrakien aus bedrohte. Perser und Awaren griffen gleichzeitig an: die Perser aus dem Osten, die Awaren aus dem Westen. Zwei Jahre lang war die Stadt vollständig eingeschlossen. Nur die byzantinische Flotte konnte noch etwas ausrichten und die Stadt vom Meer aus mit Lebensmitteln versorgen. Zwei Jahre lang hing die Zukunft des Byzantinischen Reiches am seidenen Faden. Herakleios ergriff seine letzte Chance. Er verließ die Stadt mit einem kleinen, aber sehr gut trainierten Heer. Er würde den Kampf im Norden fortsetzen. Keiner hätte in diesen bangen Jahren von einem Sieg über die Perser auch nur zu träumen gewagt, geschweige denn von einem Zusammenbruch des Persischen Reiches. Und niemand hätte prophezeien können, dass unmittelbar darauf wieder eine andere Weltmacht auf der Bühne erscheinen würde – direkt aus der Arabischen Wüste. Doch jeder begriff, dass dies nicht ein normaler Krieg war. Die Existenz des Christentums stand auf dem Spiel.

## 2 Hin zum Ende der Zeiten

*Das ist das Erstaunliche, Jude, dass derjenige, den du gekreuzigt hast, nach der Kreuzigung deine Stadt zerstört, dann dein Volk auseinandergetrieben [hat].* Johannes Chrysostomos

Wir kehren zurück zum Sommer 614. Chosrau II. gelang es, die Byzantiner wieder und, wie es schien, diesmal endgültig aus Syrien zu vertreiben. Die Perser eroberten Palästina und die Stadt Jerusalem. Wie den Quellen zu entnehmen ist, wurde der persische General bei seinem Marsch auf die Stadt von einer großen Zahl Juden unterstützt, die dabei sein wollten, wenn die Perser die Christen aus Jerusalem vertreiben würden. Hierüber schreibt Sebeos:

„Dann unterwarf ganz Palästina sich freiwillig dem König der Könige [Chosrau]. Vor allem die Letzten des Jüdischen Volkes lehnten sich gegen die Christen auf und veranstalteten ein Gemetzel unter der Menge der Gläubigen. Die Juden schlossen sich den Persern an.“

Man sieht, und es ist auch verständlich, dass die Juden in Syrien und Palästina die Perser als Befreier empfanden. Sie hofften, dass sie mit ihrer Hilfe wieder die Herren ihres Schicksals und ihres eigenen Landes sein würden. Vermutlich hatten sie den Persern sogar schon früher geholfen. Als nämlich diese 611 vor Antiochien standen, sorgte ein jüdischer Aufstand in der Stadt dafür, dass sie in persische Hände fiel. Das wurde als Verrat angesehen und fachte den Judenhass bei den Christen nur noch mehr an. Jetzt, drei Jahre später, erschienen die Juden im Gefolge von Scharbaraz vor ‚ihrer‘ Hauptstadt Jerusalem. Jerusalem war damals überwiegend christlich; die meisten jüdischen Bewohner waren längst aus der Stadt verbannt. Die Eroberung geriet zu einem Blutbad – das jedenfalls wollten die Christen, die den Fall der Stadt beschrieben haben, deutlich machen. Die ausführlichste Beschreibung stammt von Strategios vom Sabaskloster, einem Mönch vom Kloster Mar Saba. Es ist kein Augenzeugenbericht, doch Strategios hat sehr wahrscheinlich mit

Flüchtlingen gesprochen. Das Fehlen bestimmter Details, wie das Wegschaffen des Heiligen Kreuzes und die Rückkehr der Perser (welche die vorübergehende Herrschaft der Juden beendete), lassen vermuten, dass dieser Bericht recht kurz nach dem Fall der Stadt geschrieben sein muss. Danach verbreitete er sich dank eines weitgespannten Netzwerks sehr schnell und hat sicher zu der Panik im Byzantinischen Reich nach dem Fall Jerusalems beigetragen. Strategios beschreibt die persischen Eroberer nämlich als wahre Tiere:

„Danach kamen die böartigen Verbrecher in die Stadt, in großer Wut, wie wilde Tiere und gereizte Schlangen. Die Männer, welche die Stadtmauer verteidigt hatten, flüchteten und versteckten sich in Höhlen, Gräben und Brunnen, um sich zu retten. Und das Volk flüchtete sich zuhauf zu den Altären in den Kirchen, und dort wurden sie von ihnen vernichtet. Denn der Feind kam in riesiger Wut hinein, zähneknirschend und voll Hass. Sie schrien wie wilde Tiere, brüllten wie Löwen, zischten wie gefährliche Schlangen und töteten jeden, den sie finden konnten. Wie tollwütige Hunde zerrissen sie das Fleisch der Gläubigen mit den Zähnen und respektierten nichts und niemanden, weder Mann noch Frau, jung oder alt, weder Kind noch Säugling, Priester oder Mönch, keine Jungfrau und keine Witwe [...].“

So geht es noch weiter. Die Perser vergriffen sich auch an christlichen Kirchen:

„Heilige Kirchen wurden in Brand gesteckt, andere abgerissen, majestätische Altäre fielen ihnen zum Opfer, heilige Kreuze wurden mit den Füßen getreten. Leben schenkende Ikonen wurden von den Unreinen bespien. Sie kühlten ihre Wut an Priestern und Diakonen; sie ermordeten sie in ihren Kirchen wie das stumme Vieh.“

Als die Perser von all dem Schlachten müde geworden waren, ersannen sie eine List. Ihr Anführer Rasmi Ozda ließ ausrufen, dass die Überlebenden zum Vorschein kommen könnten; er bot ihnen Frieden an. Als alle zusammengelassen waren, selektierten die Perser nützliche Handwerker aus, um sie nach Persien wegzuführen. Aber:

„Er packte den Rest und schloss sie ein im Wasserreservoir von Mamel, das außerhalb der Stadt liegt, etwa zwei Stadien vom Turm Davids entfernt. Und er beauftragte die Schildwachen, die zu bewachen, die in dem

Graben eingeschlossen waren. O meine Brüder, wer kann sich die Entbeh-  
rungen vorstellen, die die Christen an dem Tag erleiden mussten? Denn  
durch die große Menge an Menschen erstickten sie einander, und Väter  
und Mütter starben zusammen durch die dumpfe Luft dort. Wie Schafe,  
die zum Schlachten bestimmt sind, wurde die Menge der Gläubigen aufs  
Schlachten vorbereitet. Der Tod kündigte sich von allen Seiten an, denn  
die enorme Hitze, wie von Feuer, verzehrte die meisten, während sie  
einander tottraten wie in einer Presse. Und viele starben so nicht durchs  
Schwert.“

Die Juden, die mit ihnen gekommen waren, taten es den Persern gleich.  
Den Christen, die Juden werden wollten, boten sie an, sich freizukaufen:

„Danach, als die Juden, die Feinde der Wahrheit und Hasser des Christus,  
erkannten, dass die Christen dem Feind ausgeliefert waren, freuten sie  
sich riesig, denn sie hassten die Christen. Und sie ersannen einen bösarti-  
gen Plan, wie er zum gemeinen Charakter dieses Volkes passt. Denn für  
die Perser waren sie sehr wichtig, weil sie die Verräter der Christen waren.  
Und da gingen die Juden an den Rand des Reservoirs und riefen die Kin-  
der Gottes, die dort eingeschlossen waren, und sagten: ‚Wenn ihr dem Tod  
entgehen wollt, müsst ihr Juden werden und Christus abschwören. Und  
dann dürft ihr von eurem Platz aufstehen und zu uns kommen. Wir wer-  
den euch freikaufen und wir werden euch helfen‘. Doch ihr Plan und  
Wunsch ging nicht in Erfüllung, ihre Anstrengungen waren vergebens.  
Denn die Kinder der heiligen Kirche wählten lieber den Tod für Christus  
statt eines gottlosen Lebens.“

Darauf beschlossen die Juden (immer noch laut Strategios), trotzdem  
einige Christen freizukaufen, das aber geschah – alles dem Mönch zu-  
folge – nur, um sie anschließend töten zu können. Als alle Christen weg-  
geführt oder ermordet waren, setzten die Juden das Zerstörungswerk  
der Perser fort:

„Als die Menschen nach Persien weggeführt und die Juden in Jerusalem  
zurückgeblieben waren, fingen sie selbst an, die heiligen Kirchen, die noch  
stehengeblieben waren, abzureißen und in Brand zu stecken.“

Strategios hinterlässt uns eine umfangreiche Aufzählung aller Orte, an  
denen Christen angeblich ermordet wurden, dazu die Zahl der Getöteten,  
und kommt dabei auf über 60 000.

Archäologische Untersuchungen haben jedoch ergeben, dass die Zerstörung der Perser weit weniger groß war. Es sieht eher danach aus, als habe General Scharbaraz, der Ruhe und Ordnung erhalten wollte, die Stadt schonen wollen und den christlichen Magistrat bestätigt. Aber er begrüßte es (oder konnte es nicht verhindern), dass ganze Gruppen von Juden sich Zugang zur Stadt verschafften. Sebeos berichtet:

„Anfangs unterwarfen die Einwohner Jerusalems sich freiwillig, und sie boten dem General und den Fürsten sehr große Geschenke an und baten darum, Stadträte zum Schutz der Stadt zu berufen, die ihnen günstig gesinnt waren. Doch nach wenigen Monaten taten sich alle tapferen jungen Leute der Stadt zusammen und ermordeten die Räte des persischen Königs. Dann weigerten sie sich, ihm [Scharbaraz] noch länger zu dienen. Es kam zu einer Schlacht unter den Einwohnern der Stadt, Juden und Christen. Die Schar der Christen wurde stärker, überfiel und tötete viele Juden. Die übrigen [Juden] sprangen von den Mauern und schlossen sich dem persischen Heer an.“

Der christliche Sebeos war sichtlich beeindruckt von der ‚tapferen‘ christlichen Jugend. Doch die Ermordung der persischen Räte war ein schwerer Fehler. Scharbaraz kehrte nach Jerusalem zurück und belagerte die Stadt. Seine Rache war schrecklich:

„Am neunzehnten Tag [...] eroberten die Perser die Stadt, gebrauchten ihre Schwerter drei Tage lang und töteten alle Menschen in der Stadt [...], steckten die Stadt in Brand. Die Soldaten bekamen dann den Befehl, die Leichen zu zählen. Die Zahl stieg auf 17 000. 35 000 Menschen wurden gefangengenommen, unter ihnen auch den Patriarchen namens Zacharias und den Hüter des Kreuzes. Die Perser suchten das Leben schenkende Kreuz und begannen sie zu foltern, während sie viele Geistliche enthaupteten. Schließlich wiesen sie [die Geistlichen] den Platz an, wo das Kreuz versteckt war. Die Perser verschleppten es und schmolzen auch alles Gold und Silber in der Stadt und nahmen es mit an den Königshof.“

Die Perser hatten die christliche Welt zutiefst gedemütigt. Sie hatten die heiligste aller Städte erobert und Zacharias, Patriarch von Jerusalem, und die wichtigste Reliquie, das Heilige Kreuz, nach Ktesiphon verschleppt. Die entsetzliche Nachricht erreichte Konstantinopel im Juni 614. Der Schreck und die Empörung waren gewaltig. Der Fall Jerusalems gab dem Krieg eine ganz andere Richtung: Es war ein Zeichen, dass die

ganze Christenheit von dem furchtbarsten Feind bedroht wurde, den der Teufel je hervorgebracht hatte. Der Krieg zwischen Byzanz und Persien war von dem Augenblick an ein Kampf zwischen Gut und Böse.

Das Byzantinische Reich musste alles daran setzen, diesen Feind zu schlagen. Das bedeutete nicht nur den Einsatz aller verfügbaren ökonomischen und militärischen Mittel gegen den Feind von außen, sondern auch strenge Maßnahmen gegen die Feinde innerhalb des Reiches. Mit anderen Worten: gegen die Juden. Nicht nur, weil sie Verräter waren und den Persern halfen; es gab auch eine theologische Dimension. Dieser Kampf auf Leben und Tod war möglicherweise der Beginn der Endzeit. Das christliche Reich musste ein für alle Mal von allen ketzerischen und jüdischen Makeln befreit werden. Kurz nach dem Fall von Jerusalem verbot Kaiser Herakleios im gesamten Reich alle jüdischen Gottesdienste und Gebräuche. Die Juden sollten, soweit es an ihm lag, wählen: sich bekehren oder verschwinden. Es war der End- und Höhepunkt eines langen Prozesses, denn die Juden gingen schon sechs Jahrhunderte lang gebückt unter dem Joch immer strengerer Gesetze. Wir erinnern uns:

Seit sich die Römer für das östliche Mittelmeergebiet interessierten, also im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr., machten sie die Bekanntschaft mit jüdischen Kaufleuten und Emigranten. In jener Zeit fand man in vielen Städten rund um das östliche Mittelmeer große, blühende jüdische Gemeinschaften. Historiker sind der Ansicht, dass das Judentum damals auf Nichtjuden eine große Anziehungskraft ausgeübt haben muss und dass diese Gemeinschaften zum vielleicht größten Teil aus Konvertiten und ihren Nachkommen bestanden. Dieser Erfolg war teilweise der *Septuaginta* zu verdanken, der Übersetzung der hebräischen und aramäischen Bibel ins Griechische, die im 3. Jahrhundert v. Chr. in Alexandrien entstanden war. Von da an konnte sich die griechisch sprechende Elite mit der uralten Geschichte des jüdischen Volkes vertraut machen. Auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung, etwa um das Jahr 200, waren schätzungsweise zehn Prozent der Bevölkerung des Römischen Reiches jüdisch. Die römischen Autoritäten beobachteten es voller Argwohn. Für sie war die Kaiserverehrung und die öffentliche Huldigung ihrer traditionellen Götter das Fundament, auf dem die Einheit des Reiches beruhte. Die Juden verweigerten ihre Teilnahme. Schon im 1. Jahrhundert v. Chr. beklagten römische Schriftsteller wie Cicero das Anwachsen der jü-

dischen Bevölkerung in Rom. Dreimal wurden sie aus der Stadt verbannt, doch diese Maßnahme zeitigte keine oder nur vorübergehende Wirkung. Spätere Kaiser versuchten aktiv, die Bekehrung nichtjüdischer Männer zu beenden. So verbot Kaiser Antoninus Pius (reg. 138–161) die Beschneidung von Männern, die nicht als Juden geboren waren.

Um das Jahr 60 v. Chr. überfielen die Römer das selbstständige jüdische Königreich in Palästina und degradierten es zum römischen Vasallenstaat. Gut dreißig Jahre lang war Herodes (gen. der Große) der „König der Juden“. Aber einige Jahre nach seinem Tod griffen die Römer ein und machten Palästina weitgehend zu einem Teil des Römischen Reiches. Die Römer respektierten die jüdische Religion und die jüdischen Bräuche. So brauchten die Juden dort den Kaiser nicht als Gott zu verehren. Doch nach einer Zeit der Ruhe und des wirtschaftlichen Wohlstands brach im Jahre 66 n. Chr. ein Aufstand gegen die römische Herrschaft aus, den die Römer nur mit größter Mühe niederschlagen konnten. Das taten sie am Ende mit einer Unbarmherzigkeit, wie man sie in dieser Zeit von ihnen gewohnt war. Als das ganze Land in Schutt und Asche gelegt war, verschanzten sich die jüdischen Kämpfer in Jerusalem. Die Stadt wurde belagert und erobert, die Menschen wurden niedergemetzelt, die Häuser zerstört.

Der Aufstand 66–70 hatte weitreichende Folgen. Erstens betrachteten die Römer die Juden von nun an als eine Gefahr im Reich. Diese hatten nach der schrecklichen Niederlage keinen Tempel mehr in Jerusalem, der von Herodes dem Großen noch so prächtig erweitert worden war. Sie konnten weder ihrem Gott opfern noch ihn auf traditionelle Weise anbeten. Da die Römer auch die Kasse der Hohepriester aus Jerusalem vertrieben hatten, verloren die Juden auf einen Schlag alle geistlichen Führer. Um deutlich zu machen, welcher Gott von nun an der eigentliche Herr war, schafften die Römer die traditionelle Tempelsteuer ab (deren Ertrag immer für den Jerusalemer Tempel bestimmt war) und zwangen die Juden, stattdessen den *Fiscus Judaicus* zu zahlen, eine Steuer, die für ihren eigenen römischen Gott Jupiter in Rom bestimmt war.

Die Römer entdeckten jedoch schnell, dass die Juden noch lange nicht endgültig geschlagen waren. Neue Führer kündigten sich an, wenn auch nicht in Palästina, sondern in Mesopotamien, im Persischen Reich. Dort lebte nämlich seit vielen Jahrhunderten eine jüdische Gemein-

schaft, die – im Gegensatz zu ihren Glaubensgenossen im Römischen Reich – viele Freiheiten genoss. Sie hatte nicht nur ihre eigenen Gesetze und Regeln, sondern auch ihren eigenen jüdischen König, den *resh galuta* (aramäisch für Oberhaupt der Verbannten, meist griechisch ‚Exilarch‘ genannt.) Der Exilarch hatte seinen Sitz in Nehardea, einer Art jüdische Hauptstadt westlich der persischen Hauptstadt Ktesiphon. Vor Ausbruch des Aufstands 66 n. Chr. hatte der Exilarch sich immer der Autorität der Hohepriester von Jerusalem unterworfen. Er hatte auch folgsam jedes Jahr die Tempelsteuer abgeführt, wie es alle jüdischen Gemeinschaften in der Fremde taten. Nach der Zerstörung des Tempels war der Exilarch die höchste Autorität der Juden geworden. Die Römer sahen in ihm einen Handlanger der Perser – nicht zu Unrecht. Von Nehardea aus wurden neue Aufstände organisiert. Überall im Reich warteten jüdische Kämpfer auf ein Zeichen aus Persien, sich zu erheben. Im Jahr 114 n. Chr. war dank des neu entbrannten römisch-persischen Krieges dieser Augenblick gekommen.

Unmittelbarer Anlass war die römische Eroberung Armeniens, das bis dahin eine selbstständige Nation gewesen war. Dadurch fühlten sich die Perser ernsthaft bedroht. Sie fürchteten einen römischen Überfall von Norden und zogen Truppen aus Mesopotamien ab, um ihre Nordgrenze zu verteidigen. In dem jetzt schutzlos zurückgebliebenen Gebiet lebten viele Juden. Der damalige Exilarch Shlomo ben Hunya fürchtete einen römischen Überfall, den er nicht tatenlos abwarten wollte. Er stellte eine jüdische Armee in Bereitschaft, die sich im Fall eines Angriffs gegen die Römer wehren könnte. Daneben organisierte er wahrscheinlich insgeheim eine ganze Reihe jüdischer Aufstände innerhalb des Römischen Reiches. In dem Augenblick also, als Trajan, wie jeder erwartet hatte, Mesopotamien überfiel, brachen hinter seinem Rücken jüdische Aufstände aus, vor allem auf Zypern, in Ägypten und in der nordafrikanischen Stadt Kyrene. Die Römer nahmen blutige Rache, der viele Tausend Juden zum Opfer fielen. Trajans Offensive wurde übrigens ein Misserfolg: Er wurde krank und starb. Sein Nachfolger Hadrian zog die Truppen schnell wieder zurück, ergriff jedoch harte Maßnahmen gegen die Juden. Die Geschichte wiederholte sich. Die Spannungen verschärften sich und 132 n. Chr. brach in Palästina unter Simon Bar Kochba wieder ein Auf-

stand aus. Es gelang ihm, für einige Jahre so etwas wie ein unabhängiges jüdisches Königreich zu schaffen. Nach vier Jahren aber wurden Bar Kochba und seine Mitkämpfer besiegt und ermordet. Und diesmal wurden die Juden für immer aus Jerusalem verbannt. Der gescheiterte zweite Aufstand bedeutete das endgültige Ende des organisierten jüdischen Widerstands. Eines aber wussten die Römer jetzt: Den Juden konnte man nicht trauen. Nie.

Im selben Jahr gelang es einer jüdischen Sekte – den Christen –, das Vertrauen der Römer zu gewinnen. Anfangs sahen die Römer vermutlich kaum einen Unterschied zwischen ‚echten Juden‘ und den Mitgliedern dieser Abspaltung. Im Jahr 49/50 hatte Kaiser Claudius die Juden aus der Stadt verbannt (das geschah damit zum dritten Mal), weil sie „fortwährend Aufruhr im Auftrag von Chrestos“ verursachten. Wahrscheinlich waren in der Zeit die ersten Christen in der Stadt aufgetaucht und ihr Kommen brachte einige Unruhe. Doch nach dem gescheiterten jüdischen Aufstand setzten die Christen alles daran, sich von den Juden zu distanzieren, um als regierungstreue römische Bürger anerkannt zu werden. Vor dieser Zeit schon hatten sie die jüdischen Speisevorschriften aufgegeben. Danach behaupteten sie, Jesus sei von den Juden gekreuzigt worden; er habe die Zerstörung des Tempels prophezeit (Mk 13,1–4) und die sei Gottes Rache gewesen für die Tötung seines Sohnes. Dass sie sich so deutlich von den Juden distanzieren, machte die Bekehrung zum Christentum leichter und auch verlockender als eine Entscheidung für das Judentum. In zeitgenössischen Quellen wird von einer ganzen Zahl von „Gottesfürchtigen“ gesprochen, die in die Synagoge gingen, aber keine echten Juden waren, vermutlich, weil sie sich nicht an die Speisegesetze hielten und sich nicht beschneiden lassen wollten. Diese Neugierigen fanden nach 66/67 wahrscheinlich ein Unterkommen bei den Christen. Das Anwachsen der jüdischen Gemeinschaften rund um das Mittelmeer stagnierte um das Jahr 100; gleichzeitig wuchsen die christlichen Gemeinschaften beträchtlich.

Die römischen Autoritäten sahen die Christen schon bald als ungefährlich an. Auch Römer, die wichtige öffentliche Ämter bekleideten, konnten ihr Interesse an der Bewegung zeigen. Kennzeichnend für diese Haltung ist ein Brief von Kaiser Trajan aus dem Jahr 110 an seinen Gouverneur Plinius, in dem er ihm beschied, die Christen in seiner Provinz

nicht aktiv aufzuspüren, worauf dieser aus eigenem Antrieb gedrängt hatte. Plinius hatte nämlich den Verdacht, dass die Christen sich genau wie die Juden weigerten, den Kaiser zu verehren. Trajan sah hier keine Gefahr.

Diese offiziöse Toleranz endete im Jahr 249. Inzwischen hatte sich das Christentum zur Nachfolgerin des Judentums entwickelt: als die größte monotheistische ‚alternative‘ Religion innerhalb des Römischen Reiches. Es wurde also höchste Zeit, die Loyalität der Christen gegenüber dem Kaiser auf die Probe zu stellen. Im Dezember des Jahres erließ Kaiser Decius ein Edikt, in dem alle Römer aufgefordert wurden, in einem Tempel oder an einem öffentlichen Altar die Götter zu ehren. Das würde Einheit und Wohlstand des Reiches fördern. Um Unruhe zu vermeiden, wurden die Juden von dieser Pflicht befreit – die Christen nicht.

Tausende Christen erschienen folgsam und verbrannten Weihrauch vor den Götterbildern und vor dem Bild des Kaisers. Wer Geld hatte, konnte ein offizielles Dokument kaufen, in dem bestätigt wurde, dass er dieser Pflicht nachgekommen war. Wer sich hartnäckig weigerte, musste flüchten oder verschwand für einige Zeit im Gefängnis.

Die ‚Verfolgung des Decius‘ dauerte nur kurze Zeit, war aber der Beginn einer ganzen Reihe von antichristlichen Maßnahmen. Sie bewirkten kaum etwas. Um das Jahr 300 war jedem klar, dass das Römische Reich vor einer wichtigen Entscheidung stand. Wenn es seine Einheit erhalten wollte, musste der Kaiser entweder das Christentum als Religion anerkennen oder – und das wäre noch besser – er musste eine neue, für alle Bürger attraktive Version des alten römischen Glaubens anbieten. Ein religiöses Revival würde die Römer wieder zu einem geeinten Volk machen. Kaiser Diokletian (der, wie wir sahen, den ersten Versuch unternahm, das Reich friedlich zu teilen) lancierte um 290 herum ein „erneuertes Heidentum“: Im gesamten Reich sollte man von nun an den besonderen Schutz von nur zwei traditionellen Göttern anrufen: Jupiter und Herkules. Jupiter sollte fortan im östlichen Teil des Reiches der Schutzgott des Kaisers sein, Herkules der des westlichen Teiles. Diokletian selbst wollte fortan als „Sohn des Jupiter“ angesprochen werden. Um dieser Religion möglichst schnell die Akzeptanz zu sichern, griff er die fremden Religionen an. Im Jahre 302 erließ er ein Edikt gegen die

Manichäer, ein Jahr später folgte eines gegen die Christen. Ihm sollten noch sehr viele folgen.

Die Edikte gegen die Christen brachten große Unruhe. Die Römer merkten schon bald, dass vor allem das vierte Edikt, in dem die Menschen gezwungen wurden, Herkules und Jupiter zu opfern, nicht durchführbar war. Zu viele Beamte weigerten sich, mitzumachen. Doch alle Unruhe verschwand sofort, als Kaiser Konstantin, Nachfolger Diokletians, mit dem berühmten ‚Edikt von Mailand‘ (313) alle antichristlichen Maßnahmen beendete. Der neue Kaiser entschloss sich, Christen und Heiden ihre Würde zu lassen und Glaubensfreiheit zu gewähren – und das gelang erstaunlich gut. Konstantin hatte offensichtlich Sympathie für das Christentum und sollte am Ende seines Lebens selbst Christ werden.

Die Christen, die in den Zeiten Diokletians das Römische Reich noch als ein Werkzeug des Teufels angesehen hatten, versöhnten sich jetzt mit dem Kaiser und auch mit seinem Reich. Der Umschwung war also Konstantin zu danken, doch ebenso dem Kirchenvater Eusebius. In seiner einflussreichen *Kirchengeschichte*, der *Historia ecclesiastica*, vertrat er die Auffassung, das Römische Reich sei kein Feind, sondern vielmehr ein Instrument Gottes. Der Kaiser beschütze die Kirche und die kaiserliche Macht böte ihr die Möglichkeit, Gottes Wort über die ganze bewohnte Erde zu verkündigen. Und wenn das einmal geschehen sei, wenn die ganze Welt christlich geworden sei, dann würde ein christlicher Kaiser über die ganze Erde herrschen, wie ein einziger Gott im Himmel herrschte. Und dann, wenn dieser ideale Zustand erreicht sei, würde das Ende der Zeiten anbrechen.

Eusebius' Vision von einem mystischen, apokalyptischen Band zwischen dem christlichen Kaiser und der Kirche sollte großen Einfluss ausüben. Die heidnischen Kaiser hatten sich nie wirklich für den Glauben ihrer Untertanen interessiert. Sie verlangten lediglich, dass sie zu festen Zeiten und in der Öffentlichkeit ihre Verehrung der Götter und des Kaisers demonstrierten. Aber die christlichen Kaiser, angefangen bei Konstantin, beschäftigten sich aktiv mit der Theologie der Kirche und dem religiösen Leben ihrer Untertanen. Sie forderten mehr als öffentliche Zeichen der Treue; sie regelten auch das religiöse Leben. Sie hatten nicht nur die Aufgabe, ihre Macht über die Welt zu verbreiten, sondern auch,

den Glauben rein zu halten. Und das bedeutete, dass Gruppen, die den christlichen Glauben ablehnten, aktiv verfolgt werden mussten. Kurz, der Kaiser und die Kirche hatten die Pflicht, Heiden und Juden den Kampf anzusagen.

Seit Langem bereitete es den Kirchenführern nicht nur Sorge, dass die Christen es normal fanden, im täglichen Leben mit Juden und Heiden Umgang zu pflegen, sondern dass sie dabei auch Gebräuche von Ungläubigen übernahmen und sogar ihre Festtage feierten. Das musste in jedem Fall beendet werden.

Das Konzil zu Nicäa (325) legte durch eine eigene Berechnung fest, wann das christliche Passahfest gefeiert werden sollte, sodass dieser Festtag nicht länger mit dem jüdischen Pessach zusammenfiel. Direkt danach befahl Konstantin seinen Gouverneuren, darauf zu achten, dass Christen und Juden Ostern und Pessach nicht mehr am selben Tage feierten. Konstantin nannte die Juden in diesem Brief „Prophetenmörder“ und „Gottesmörder“. In den darauffolgenden Jahren sollten die Kirchenführer einen immer schärferen antijüdischen Ton anschlagen, was Aufruhr und Plünderungen zur Folge hatte. Führende Bischöfe wie Ambrosius von Mailand (339–397) und Johannes Chrysostomos in Antiochien (349–407) provozierten die Christen dazu, die Juden zu meiden, zu erniedrigen und sie hart anzufassen. Sie hätten Christus gekreuzigt und seien deshalb von Gott verflucht worden. Vor allem die Predigten von Chrysostomos („Goldmund“) waren weitverbreitet. Hier ein Beispiel aus seiner fünften „Predigt gegen die Juden“, in der er deutlich macht, dass Angriffe gegen Juden zugleich eine nützliche Lektion in der wahren Lehre der Kirche darstellen:

„Da wir aber nicht nur das [Ziel] verfolgt haben, ihnen den Mund zu verschließen, sondern auch die Versammlung in größerem Maß über die ihr eigentümlichen Grundsätze zu belehren, darum wollen wir darüber hinaus nochmals beweisen, dass weder in Zukunft der Tempel je wieder entstehen wird, noch dass sie zur früheren Lebensweise zurückkehren werden. Denn so werdet ihr die apostolischen Grundsätze besser kennen, und sie werden in größerem Maß als Frevler überführt werden. Als Zeugen für diese Behauptungen werden wir nicht einen Engel, nicht einen Erzengel, sondern den Beherrscher der ganzen Welt, unseren Herrn Jesus Christus selbst anführen. Denn als er in Jerusalem einzog und den Tempel erblick-

te, sagte er: ‚Jerusalem wird von den Heiden zertreten werden, bis die Zeiten der Heiden sich erfüllen‘ [Lk 21,24], wobei er die Zeit bis zur Vollendung meint. Ein weiteres Mal drohte er dasselbe mit Blick auf den Tempel an, indem er seinen Jüngern sagte: ‚Kein Stein wird hier auf dem andern bleiben; alles wird niedergerissen werden.‘ [Mt 24,2]. Damit sagte er das vollständige Verschwinden und die Verwüstung für alle Zeiten voraus. Aber der Jude anerkennt dieses Zeugnis überhaupt nicht und nimmt das Gesagte nicht an. ‚Wer das behauptet‘, sagt er nämlich, ‚ist mir verhasst. Ich habe ihn gekreuzigt. Wie soll ich da seine Aussage für gültig erachten?‘ Das ist das Erstaunliche, Jude, dass derjenige, den du gekreuzigt hast, nach der Kreuzigung deine Stadt zerstört, dann dein Volk auseinandergetrieben, dann dein Volk überallhin zerstreut hat, womit er lehrte, dass er auferstanden ist und lebt und jetzt im Himmel ist.“

Um das Jahr 400 erreichten die Angriffe auf die heidnischen Tempel und Synagogen einen Höhepunkt. Kaiser Theodosius I. (379–395) machte das Christentum zur Staatsreligion. Und er ergriff ebenfalls eine Reihe neuer Maßnahmen gegen die Juden. Sie durften keine christlichen Sklaven halten und durften ihre Sklaven auch nicht beschneiden. Zudem verbot er gemischte jüdisch-christliche Ehen. Theodosius war der zweite Kaiser, der einen Versuch unternahm, das unregierbare Reich zu teilen. Sein Sohn Honorius erhielt die westliche Hälfte, Arcadius die östliche. Der westliche Teil sollte sehr schnell ruhmlos untergehen. Auch Arcadius war kein starker Herrscher, doch sein Nachfolger Theodosius II. zeigte sich als außergewöhnlich tatkräftiger, zäher und zugleich frommer Kaiser. Er bereitete (in seinem berühmten *Codex Theodosianus*) den letzten Resten des alten Heidentums endgültig ein Ende: Alle Tempel wurden sofort geschlossen und das Opfern wurde verboten. Wer es dennoch tat, wurde „geschlagen mit dem rächenden Schwert“ und verlor alles, was er besaß. Die Juden wurden im dem Codex als „Feinde der höchsten Majestät und des römischen Gesetzes“ bezeichnet. Sie wurden aus allen staatlichen und militärischen Ämtern ausgeschlossen und konnten vor Gericht nicht gegen Christen zeugen. Das einzige noch für Juden zugängliche Amt war *Decurio* (Stadtratsmitglied, zuständig für Finanzen). Theodosius verbot auch den Bau von Synagogen, was allerdings oft wohl nicht so genau genommen wurde.

Eine letzte Reihe antijüdischer Maßnahmen (vor der von Herakleios)

stammte von Kaiser Justinian (reg. 527–565). Auch er publizierte ein juristisches Kompendium, den *Codex Justinianus*, und erließ neue Gesetze, die *Novellae*, unter anderem gegen die Juden. Ein Beispiel aus den 535 *Novellae* ist Novella 146, in der bestimmt wurde, dass Juden in ihren Synagogen nicht mehr aus der hebräischen Bibel und auch nicht mehr aus dem *Mischna*, der teilweise auf Aramäisch geschriebenen Auslegung der Thora und des Gesetzes, lesen durften. Nur die griechische Bibelübersetzung war erlaubt. Diese Bestimmung entsprang wohl der Furcht vor antichristlichen Äußerungen der Juden in ihrer fremden Sprache.

Nicht alle antijüdischen Maßnahmen wurden überall im Reich konsequent durchgeführt. Regenten in Städten oder Gebieten, in denen viele Juden lebten, werden es häufig nicht so genau genommen haben, um Aufruhr zu verhindern. Sehr wohl aber mussten sie sich hüten vor der Kritik von Bischöfen und vor allem von fanatischen Mönchen. Die Mönchsbewegung, die aus dem 2. Jahrhundert stammte, wuchs im Laufe der Jahre nämlich zu einer einflussreichen dogmatischen Strömung innerhalb der christlichen Kirche.

Die Bewegung war in Ägypten entstanden. Arme Menschen, vor allem Bauern, zogen sich in die Wüste zurück, um sich dort in Einsamkeit Gott zu widmen. Nach eigener Aussage wurden sie von Johannes dem Täufer und von Jesus inspiriert, aber auch vom Erzvater Abraham, dessen Lebensgeschichte ja mit dem göttlichen Auftrag begann: „Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft [...] in das Land, das ich dir zeigen werde“ (Gen 12,1). Viele dieser *Monachoi* (Alleinlebenden) hausten als „echte“ Klausner in Höhlen und Felslöchern. Andere lebten in Gruppen in Hütten um eine kleine, primitive Kirche. Die gewöhnlichen Gläubigen auf dem Land betrachteten diese Menschen, die stunden- oder gar tagelang beteten und ihren sündigen Leib ‚strafte‘, indem sie sich auf allerlei Art quälten, als lebende Heilige, die dank ihres Leidens Zugang zum Höheren hatten und somit das Wort Gottes sprachen.

Doch sie blieben nicht in der Wüste. Auch in den großen Städten entstanden Dutzende von Klöstern. Viele ‚Wüstenmönche‘ entschieden sich, in die ‚sündigen‘ Städte zu ziehen, um dort Hölle und Verderben zu predigen oder gemeinsam mit Scharen von Anhängern Theater, Kneipen, Bordelle, Tempel und Synagogen zu überfallen. In vielen Städten sahen die Magistrate (aber auch Bischöfe und normale Bürger) diese Fanatiker

deshalb lieber gehen als kommen. Aber auch Dekrete halfen kaum, die Mönche in die Wüste zurückzujagen.

Im Laufe des 4. Jahrhunderts breitete die Mönchsbewegung sich in der ganzen byzantinischen Welt aus. Viele Gläubige gerieten in den Bann dieser Männer, die sich auf die absonderlichste Weise selbst kasteiten und so nach eigener Aussage einen einzigartigen Zustand der Heiligkeit erreichten. Im 5. und 6. Jahrhundert erregten vor allem die syrischen Säulenheiligen, die Styliten, Aufmerksamkeit. Um das Jahr 400 bestieg Symeon Stylites der Ältere (389–459) in der Umgebung von Aleppo eine hohen Säule und verbrachte dort mehrere Jahrzehnte bis zu seinem Tod. Wie es heißt, bekehrte er von dort viele Araber zum Christentum. Später gerieten viele Menschen in den Bann von Symeon Stylites dem Jüngeren (521–592), der seinerseits in einiger Entfernung von Antiochien viele Jahrzehnte lang auf einer hohen Säule lebte. Der Zulauf war so groß, dass rund um die Säule ein regelrechter Wallfahrtsort entstand. Schließlich beschloss man, neben der Säule ein Kloster zu bauen und dazu, fast über dem Kopf des Symeon, eine riesige Kirche. Symeons Predigten und prophetische Mahnungen stammten, so meinte man, von Gott. (Mohammed mochte in der Zeit etwa 20 Jahre alt gewesen sein.)

Die Verehrung der umherziehenden Banden fanatischer Mönche ging inzwischen so weit, dass lokale Autoritäten und selbst Kaiserinnen es nicht wagen konnten, sich ihnen in den Weg zu stellen – vor allem nicht, wenn es darum ging, die Juden, die ewigen Feinde des Christus, zu belästigen und zu töten. Ein aufschlussreiches Beispiel ist die Konfrontation des Mönchs Barsauma und Kaiserin Aelia Eudocia im Jahre 438. Barsauma und seine Mitstreiter zogen jahrelang durch Palästina und Syrien, um heidnische und jüdische Heiligtümer zu zerstören. So waren sie 423 in die Stadt Petra eingedrungen und hatten auch dort große Zerstörungen angerichtet. Fünfzehn Jahre später wagte Kaiserin Aelia Eudocia, Gemahlin von Theodosius II., die zu der Zeit in Jerusalem lebte, ein altes Dekret abzuschwächen, das den Juden verbot, Jerusalem zu betreten. (Außer während des Laubhüttenfestes, wenn sie den Verlust des Tempels betrauern durften.) Als deutlich wurde, dass die Juden in großen Mengen zum Tempelberg ziehen würden, kam Barsauma mit einer Schar Anhänger und richtete ein Blutbad an. Die Juden ergriffen einige der Mörder und brachten sie zu Eudocia, die die Rädelführer hin-

richten lassen wollte. Doch Barsauma mobilisierte die Christen von Jerusalem und die Menge drohte der Kaiserin, sie würde die Stadt nicht lebend verlassen, wenn sie Christen töten lassen würde, weil sie jüdisches Blut vergossen hatten. Eudocia gab nach. Barsauma wurde später heiliggesprochen.

Es war kein Zufall, dass Eudocia sich gerade in dieser Stadt aufhielt. Jerusalem war im 2. und 3. Jahrhundert bedrohlich in Verfall geraten, doch dann dank Kaiser Konstantin zu einer der bedeutendsten Wallfahrtsstätten der christlichen Welt angewachsen. Konstantin wollte ganz Judäa zu einem spirituellen Zentrum der christlichen Welt machen. Er ließ viele heilige christliche Plätze instand setzen und wieder aufbauen. Seine Mutter Helena, die getauft war und lange Zeit in Jerusalem gelebt hatte, unterstützte ihn dabei tatkräftig. Um den wachsenden Pilgerstrom auf angemessene Weise empfangen zu können, ließ sie viele Kirchen bauen. Die größte erhob sich an der Stelle, an der nach christlicher Tradition Jesus ins Grab gelegt worden war: die Heilig-Grab-Kirche. Andere Kaiser und Kaiserinnen setzten ihr Werk fort, wie Eudocia, die sechzehn Jahre lang in der Stadt lebte und Geld für einen Bischofspalast, Klöster und Hospitäler gab.

Die ‚Christianisierung‘ Jerusalems passte in die apokalyptische Zukunftsvision des Eusebius. Christus, so behauptete dieser Kirchenvater, würde erst auf die Erde zurückkehren, wenn ein einziger (christlicher) Kaiser über die ganze Erde herrschen würde – und diese Rückkehr würde sich selbstverständlich in einem christlichen Jerusalem ereignen. Gleichzeitig waren die Juden davon überzeugt, das Ende der Zeiten würde mit der Ankunft des Messias beginnen. Und auch der würde sich zuerst in Jerusalem zeigen. Wenn die Unterdrückung des jüdischen Volkes ihren Höhepunkt erreicht haben würde, so glaubten viele Juden, würde Gott den Messias auf die Erde senden, der seinen Thron an den Ort stellen würde, an dem der Tempel Salomos gestanden hatte: auf dem Tempelberg in Jerusalem. Die Christen kannten diese Prophezeiung natürlich, und um den Juden zu demonstrieren, dass dies nie geschehen würde, dass ihr Glaube abgetan sei und Jerusalem jetzt und für alle Zeiten eine christliche Stadt sei, machten sie den Tempelberg zu einem Schuttplatz.

In Helenas Heilig-Grab-Kirche wurde die wichtigste Reliquie des

Christentums aufbewahrt: die Reste des Heiligen Kreuzes. Eine Reliquie, die, wie die Quellen berichten, Helena persönlich entdeckt hatte. Wir wissen nicht, wie diese Teile genau ausgesehen haben, da sie im 7. Jahrhundert verloren gingen. Aber die Christen hielten es für das Kreuz, an dem Jesus gestorben war. Besonders Kyrill, Patriarch von Antiochien (350–387), förderte die Verehrung des Heiligen Kreuzes. Für ihn war das Kreuz der eindeutige Beweis, dass die Juden (in den Worten Konstantins) „Prophetenmörder“ und „Gottesmörder“ waren. Dank Kyrills Einsatz wurde das Kreuz zum Symbol für den Sieg des Christentums über all seine Gegner. Es machte das christliche Reich unbesiegbar.

Für die Juden, die General Scharbaraz 614 nach Jerusalem folgten, stand also viel auf dem Spiel. Sie wollten Jerusalem vom christlichen Joch befreien. Der Tempelberg musste gereinigt und für die Ankunft des Messias bereitet werden. Denn, wer weiß, vielleicht kam er jetzt schon bald. Das jüdische Volk hatte mehr als genug gelitten. Das Ende der Zeiten stand vor der Tür. Daher musste die Enttäuschung groß gewesen sein, als Scharbaraz die christliche Stadtregierung ungeschoren ließ. Doch dann folgte der Aufstand der ‚tapferen‘ christlichen Jugend und das brutale Auftreten von Scharbaraz. Das Heilige Kreuz, das verhasste Symbol christlicher Unbesiegbarkeit, verschwand Richtung Ktesiphon. Und dann lief es dennoch noch gut für die Juden: Scharbaraz übertrug ihnen die Stadtregierung. Doch der Messias erschien nicht. Musste denn erst Konstantinopel fallen? Bevor es so weit war, kam es zu einem Konflikt zwischen der jüdischen Regierung und den Persern. Nach drei Jahren ließ Scharbaraz die Juden fallen. Ihr Führer, Nehemia, organisierte eine kleine Armee, wurde aber besiegt und später exekutiert.

Diese Niederlage muss für viele Juden eine schwere Enttäuschung gewesen sein. Offensichtlich war die Zeit für die Ankunft des Messias noch nicht reif. Einige Jahre später schien der große Augenblick dann doch gekommen. Die Perser standen am Bosphorus, genau gegenüber der byzantinischen Hauptstadt. Und von der Ostseite drängten die Awaren zu den Mauern der Stadt. Es würde nur noch kurze Zeit dauern, bis die Macht des Christentums Vergangenheit war.

Es kam anders. Konstantinopel hielt stand – dank der byzantinischen Flotte, der gewaltigen Stadtmauern und natürlich dank Maria, der Mutter Gottes, der Schutzheiligen der Stadt. Aber Kaiser Herakleios wusste, dass sein Reich durch geduldiges Abwarten nicht gerettet werden konnte. Statt in der Stadt zu bleiben und die Verteidigung zu übernehmen, verließ er Konstantinopel übers Meer. Mit einem kleinen, aber disziplinierten Heer fuhr er zur Ostküste des Schwarzen Meeres ins heutige Georgien, um dort eine neue Front zu eröffnen und möglichst Richtung Mesopotamien durchzubrechen. Die Erfolgchance war klein, der Einsatz ungewöhnlich groß: Es ging um die Macht über die zivilisierte Welt. Um die Zukunft des Christentums. Die Welt schaute atemlos zu. Sollte Konstantinopel tatsächlich fallen? Oder wollte Gott seine Anhänger nur auf die Probe stellen und stand zuverlässig auf der Seite der Byzantiner? Auch auf der Arabischen Halbinsel wartete man voll Spannung, was die Zukunft bringen würde. Auch für die Araber stand immens viel auf dem Spiel: Arabische Stämme hatten den Byzantinern wie den Persern lange Zeit als Grenzwächter und Söldner gedient. Und auch in diesem größten aller Kriege kämpften ganze Scharen arabischer Kämpfer mit – auf byzantinischer wie persischer Seite. Die Araber wussten, dass es um ihre Zukunft ging, denn der Sieger würde Herrscher über Arabien werden. Die Halbinsel war ebenfalls umstrittenes Gebiet. Keines der beiden Reiche hatte sie je tatsächlich in Besitz genommen, aber beide hatten sich in den Jahrhunderten davor bemüht, arabische Stämme an sich zu binden, um einen möglichst großen Einfluss zu gewinnen. Der einzige Teil Arabiens, den die Großmächte irgendwann doch besetzt hatten, weil sie ihn strategisch gesehen wichtig genug fanden, um Truppen dorthin zu schicken, war der Jemen, am südwestlichsten Punkt Arabiens. Denn wer den Jemen beherrschte, beherrschte den Handel zwischen den Mittelmeerlandern, Afrika und Indien. Als der Krieg ausbrach, war der Jemen in persischer Hand. Die Perser beherrschten zu diesem Zeitpunkt die Länder nördlich von Arabien und zugleich einen südlichen Teil Arabiens selbst. Wenn sie den Krieg gewönnen, würden sie die Herrscher Arabiens sein. Das wollten die Araber nicht. Allzu oft hatten die Perser sie erniedrigt. Doch für die Byzantiner galt eigentlich dasselbe. Auch einen byzantinischen Sieg fürchteten die Araber. Kurz, es wurde höchste Zeit, dass

sie ihre internen Gegensätze überwinden und eine starke Front bildeten – gleich gegen welchen Sieger.

Einer der vielen Araber, der den Krieg im Norden bestimmt mit großem Interesse verfolgt hat, war Mohammed. Auch er fragte sich, was Gottes Ratschluss sein würde. Sollte er das Byzantinische Reich – und damit das Christentum – wirklich untergehen lassen? Sollten die Juden Recht bekommen? Würde ihr Messias auf die Erde herabsteigen? Nein, das konnte er nicht glauben. Mohammeds Prophezeiung ist aufgezeichnet in den berühmten Eröffnungsversen der Sure 30:

„Besiegt sind die Byzantiner im nächstgelegenen Land. Doch siegen werden sie nach ihrer Niederlage in ein paar Jahren. Bei Gott liegt die Entscheidung – vorher und nachher. Freuen werden sich die Gläubigen an diesem Tag über Gottes Hilfe. Er hilft dem, dem er helfen will. Denn er ist der Mächtige, der Barmherzige.“ (Sure 30,2–5)

Es ist eine höchst sonderbare Passage – die einzige im Koran, in der auf den großen Konflikt im Norden verwiesen wird. Und es ist zutreffend, was dort steht: Letztlich sollten die Byzantiner die Perser besiegen. Der Prophet sprach wahrhaftig prophetische Worte. Oder handelt es sich hier vielleicht um eine ‚rückwirkende Prophezeiung‘? Das ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Wenn der dafür verantwortliche ‚fromme Betrüger‘ eine kurze ‚Vorhersage‘ vom Verlauf des Konflikts hätte einfügen wollen, dann ist die Mitteilung „im nächstgelegenen Land“ (wahrscheinlich Syrien/Palästina) recht eigenartig, wie auch die Mitteilung, dass der byzantinische Sieg nur ‚einige Jahre‘ auf sich warten lassen würde, viel zu optimistisch klingt. Nachdem das „nächstgelegene Land“ in die Hände von Persern gefallen war, dauerte es noch 24 Jahre, bevor sich die Byzantiner Sieger nennen konnten. Sure 30, Vers 2–5 muss auch nicht unbedingt so erklärt werden; der Vers fügt sich, wie wir sehen werden, gut in die zentrale Botschaft des Koran. Eine persische Niederlage war in den Augen des Propheten unvermeidlich, denn Gott würde die Christen nicht fallen lassen. Gott stand auf der Seite der Byzantiner. Aber weshalb war das gut für „die Gläubigen“? Dazu später mehr. Jetzt erst: Arabien.

### 3 Arabien und die Araber

*Dies ist das Monument von Imru al-Quais, Sohn von Amr,  
König aller Araber.*

Inschrift auf Imru al-Quais' Grab in Syrien

Die Arabische Halbinsel liegt eingeklemmt zwischen dem Roten Meer im Westen und dem Persischen Golf im Osten. Der Form nach erinnert sie an ein sinkendes Schiff: Im Westen ragt der Vordersteven hoch auf aus dem Meer, 1200 Kilometer östlich gleitet das Achterdeck langsam unter den Wasserspiegel des Persischen Golfs. Das Rote Meer ist gut zwei Kilometer tief. Daran grenzen mit Gipfeln bis zu drei Kilometern das Hedschas-Gebirge und der Jemen mit Dutzenden schlafender Vulkane. Hinter den Gebirgen ostwärts liegen ausgedehnte Hochebenen, dahinter flache Fels- und Sandwüsten bis an den Persischen Golf – ein warmes, extrem salziges Meer, kaum tiefer als achtzig Meter.

Fast nirgends auf der Arabischen Halbinsel fällt mehr als zehn Zentimeter Regen pro Jahr. Im Westen, wo die Berge die Wolken aufhalten und leerschütteln, und an der Südküste von Oman, über den die Monsunregen hinwegziehen, fällt mehr Regen als in den östlichen Gebieten. Im Westen findet man zwischen den Bergrücken einige große und fruchtbare Oasen, im Osten sind es weitaus mehr. Dieser Westen, der Hedschas, war immer der am dünnsten besiedelte und unwirtschaftlichste Teil der Halbinsel. Doch es ist zugleich der Teil, in dem die Geschichte dieses Buches sich zum großen Teil abspielt. Die höchsten Bergspitzen und auch die fruchtbarsten Gebiete der Arabischen Halbinsel befinden sich südlich des Hedschas im heutigen Jemen. Die Römer nannten diese Südwestspitze nicht zufällig *Arabia Felix*, das glückliche Arabien. Die Mitte und der Osten der Halbinsel kennen keine hohen Gebirge; die Landschaft dort besteht aus dürren Steppen, Fels- und vor allem (zu drei Vierteln, um genau zu sein) Sandwüsten. Die größte zusammenhängende Sandwüste, in der jährlich weniger als fünf Zentimeter Regen fällt, ist Riub al-Khali, das „leere Viertel“, im Südosten. Nördlich davon, im Herzen der Halb-

insel, liegt eine ausgedehnte Sand- und Steinwüste, unterbrochen von großen Oasen. Noch weiter nördlich liegt eine zweite große Sandwüste, die Syrische Sandwüste, die nordöstlich und nordwestlich in Steppenlandschaft übergeht. In der nördlichen Steppe lebten die meisten Araber in der Nähe der fruchtbaren, dicht bevölkerten Täler großer Flüsse, des Euphrat und Tigris im Osten und Norden sowie des Asi oder (griechisch) Orontes und des Jordan im Westen.

Die Flusstäler wurden im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Römern (später sprechen wir von Byzantinern) und den Persern beherrscht. Richtige Grenzen gab es nicht. An den Steppenrändern waren Armeeposten eingerichtet, von wo aus die Soldaten die arabischen Stämme im Auge behielten. Bauern und Stadtbewohner in den Flusstälern trieben Handel mit den Arabern und viele Araber siedelten sich in ihrer Mitte an, wodurch sich die ethnischen Unterschiede im Laufe der Jahrhunderte verwischten. Dieselben Bauern und Stadtbewohner hatten jedoch, vor allem in Zeiten der Dürre, unter den Überfällen arabischer Banden zu leiden, die immer wieder aus der Steppe auftauchten. Für die lokalen Machthaber stellten die Grenzgebiete der Steppen und Wüsten ein schwer kontrollierbares Gebiet dar. Die wirksamste Methode zur Verhinderung der Überfälle war es, Verträge mit einem oder mehreren in der Nähe lebenden Stämmen zu schließen und sie aufzufordern (und zu bezahlen), andere Stämme auf Abstand zu halten. Solche Vereinbarungen kosteten Geld und Waffen, doch im Prinzip funktionierte dieses System jahrhundertlang gut. Allerdings passierte es durch ausbrechende Konflikte der verschiedenen arabischen Stämme untereinander, dass jener Stamm, mit dem Verabredungen getroffen worden waren, von einem anderen Stamm überwältigt und verjagt wurde, mit dem dann wieder neue Verabredungen getroffen werden mussten. Man konnte den Vertragspartnern natürlich besonders viel Geld und Waffen zukommen lassen, sodass sie es schafften, andere Stämme zu bestechen oder zu überwältigen. Doch die Kehrseite war, dass die Grenzstämme leicht zu stark und selbstständig wurden.

Auf der Arabischen Halbinsel lebten Dutzende, wenn nicht gar Hunderte verschiedene Stämme, große und kleine, machtlose und sehr mächtige. Ein Stamm bestand im Prinzip aus mehreren Familien, den Clans. In der arabischen Gesellschaft war der Clan die wichtigste Einheit. Wer

aus irgendeinem Grund ohne die Unterstützung seines Clans leben musste, hatte es schwer. Denn den Mitgliedern des eigenen Clans beizustehen, war man moralisch verpflichtet. Wenn eines von ihnen beleidigt wurde, verwundet oder getötet, war das eine Sache, die den gesamten Clan anging. Ein Stamm hatte etwa den Charakter einer Koalition, eines Bundes verschiedener Clans.

Verwandtschaft kam in der arabischen Kultur eine sehr große Bedeutung zu. Clan und Stamm waren ein unverzichtbarer Teil der eigenen Identität. Um ein Beispiel zu geben: Mohammed hieß mit vollem Namen nach seinem Vater, Großvater und Urgroßvater Mohammed ibn (Sohn von) Abdallah ibn Abd-al-Muttalib ibn Haschim. Haschim war der Clan, zu dem er gehörte, und dieser *Banu* (Clan oder Stamm, wörtlich: Söhne von) Haschim gehörte wiederum zum Stamm Quraisch. Oft behaupteten Stammesmitglieder, dass ihr Stamm, ebenso wie ein Clan, einen gemeinsamen Vorfahren hatte, einen Mann, der der Vorfahre aller Stammväter aller angehörigen Clans sei. Aber eine solche Behauptung war historisch meist nicht haltbar; sie war eher ein Zeichen der Verbundenheit. So sollten die Quraischiten einen Stammvater mit Namen Qusaiy gehabt haben. Doch aus der Überlieferung geht hervor, dass Quraisch eine neuere und nicht wirklich stabile Koalition von Clans war, die einst die Stadt Mekka erobert hatte und sie seitdem regierte. Wenn ein Clan aus irgendeinem Grund von einem zu einem anderen Stamm ‚umstieg‘ (was keine Ausnahme war), erforderte das die notwendige kreative Überlegung und ein genealogisches Puzzle, denn der Clan musste in irgendeiner Weise in den Stammbaum des neuen Stamms aufgenommen werden.

Stämme konnten sich ihrerseits wieder zu noch größeren Einheiten zusammenschließen, die meistens als ‚Föderationen‘ bezeichnet wurden. Solche Föderationen stellten eine Macht dar, mit der man jetzt zu rechnen hatte – was auch für die umgebenden Herrscher galt. Doch zu einem Zusammenschluss aller (oder wenigstens der meisten) arabischen Stämme zu einer einzigen ‚Arabischen Föderation‘ ist es nie gekommen. Dass es möglich oder sogar notwendig sein könnte, haben viele eingesehen. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wuchs langsam das Bewusstsein, dass die Araber ein großes Volk bildeten. Doch von einer kulturellen und sprachlichen, geschweige denn politisch-militärischen Einheit war nie die Rede. Es gab Ansätze dazu, aber dieser Einigungsprozess

vollzog sich erst nach dem Aufkommen des Islam, also im 7. und 8. Jahrhundert.

Die Regionen an den Rändern der Arabischen Halbinsel waren am dichtesten bevölkert, sie waren reich und dynamisch – und sie richteten ihren Blick vor allem nach außen. Die Jemeniten beispielsweise spielten eine wichtige Rolle im interkontinentalen Handelsverkehr. Ihre Hafenstädte wie Makhwan, Madabaan und Dhoe Awaan (das heutige Aden) wurden von großen Handelsschiffen aus Ägypten, Afrika und Indien angelaufen. In der Region selbst wurde Weihrauch produziert, der zu Beginn unserer Zeitrechnung landeinwärts mit Karawanen nach Norden transportiert wurde, wodurch viele Stämme davon profitieren konnten. Doch unter römischem Druck übernahm danach der Schiffsverkehr diese Rolle. Die arabischen Stämme entlang der Süd- und Ostküste sorgten für ihren Anteil an dem Handel zwischen Indien und dem Persischen Reich. Auch für sie hatte das Ausland eine viel größere Bedeutung als das arabische Binnenland. Die Mehrheit der Araber in den nördlichen Steppen richteten ihr Interesse kulturell und wirtschaftlich auf die dicht bevölkerten Städte entlang der großen Flüsse.

Dort in diesen Randgebieten machten die Araber Bekanntschaft mit neuen Religionen. Jüdische und christliche Händler, Handwerker und Missionare siedelten sich mitten unter ihnen an, und viele Araber bekehrten sich zu einer dieser beiden monotheistischen Religionen. Jemen war sogar lange Zeit ein jüdisches Königreich. (Davon wird später noch die Rede sein.) In den Dörfern und Städten entlang der Küsten des Persischen Golfs lebten viele Christen. Zum Teil waren es Emigranten aus Mesopotamien, daneben aber hatten sich viele Araber zum Christentum bekehrt. Alle arabischen Stämme im Norden bei den großen Flüssen bekehrten sich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zum Christentum. Nur in den ärmeren Gebieten des dünn besiedelten arabischen Binnenlandes verehrten viele Stämme weiterhin die traditionellen Götter. Es gab dort nur wenige Städte, denn es war vor allem das Reich der Beduinen – nomadisierender Stämme und Clans, oft nicht mehr als einige Hundert. Sie zogen von einer Oase zur nächsten, um ihre Dromedar- und Ziegenherden mit Wasser und Nahrung zu versorgen. Die wirtschaftliche Grundlage der Beduinen war der Verkauf von Vieh und

Tierhäuten und die Begleitung von Karawanen. Händler, die eine Karawane planten, taten gut daran, Beduinenstämme, denen sie unterwegs begegnen könnten, nicht zu unterschätzen. Sie mussten Vereinbarungen mit ihnen treffen, um Zugang zu den wichtigen Routen und Oasen zu bekommen und um sicher zu sein, dass sie eine Unterkunft und Schutz vor anderen Beduinenstämmen (mit denen nichts verabredet war) oder Räuberbanden erhalten würden. Die Haltung der sesshaften Araber gegenüber Beduinen war zwiespältig. Einerseits hielten sie die Beduinen für unkultiviert und unzuverlässig: In ihren Augen waren es Wüstlinge und Erpresser. Zugleich aber gab es die ‚romantische‘ Überzeugung, dass gerade die abgehärteten, kaum mit der Kultur rund um Arabien in Berührung gekommenen Wüstenbewohner noch unberührt waren und sich in Lebensweise und Charakter noch am wenigsten von den ursprünglichen Arabern entfernt hatten.

Es stellt sich die Frage, wann unter den Arabern das Bewusstsein entstand, dass es so etwas wie eine arabische Nation gab, ein Volk von ‚Arabern‘. Eine Nation ist nach einer der vielen Definitionen eine Gemeinschaft von Menschen, die dieselbe Kultur besitzen oder sich jedenfalls als Angehörige derselben Kultur betrachten und von der Bedeutung dieser gemeinsamen Kultur überzeugt sind. Dabei geht es vor allem um eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Religion. Der Ausdruck ‚Araber‘ ist jedenfalls sehr alt. Er taucht bereits im 8. Jahrhundert v. Chr. auf. In dieser Zeit versuchten die Assyrer (ein Volk, das vom Oberlauf der Flüsse Euphrat und Tigris stammte), ihren Einfluss bis zu den Oasen im Nordwesten Arabiens auszudehnen. Insbesondere ging es um die Oase Tema im äußersten Nordwesten des heutigen Saudi-Arabien, einem Knotenpunkt der Karawanenstraßen. Assyrische Quellen berichten, sie hätten dort die „Samsi, die Königin der Araber“ besiegt. Wir wissen nichts von dieser Königin über ganz Arabien. Das assyrische Wort *Arab* bedeutete etwas wie Wüstenbewohner oder Nomaden. Das Wort hat sich über die Jahrhunderte hinweg erhalten.

Die Sprache allerdings, die wir als Arabisch bezeichnen, scheint nicht vor dem 1. Jahrhundert n. Chr. entstanden zu sein. Zu der Zeit wurden auf der Halbinsel viele Sprachen gesprochen, die alle zur semitischen Sprachfamilie gehörten. Die wichtigste Sprache war Aramäisch, das im

Norden Arabiens gesprochen wurde. Innerhalb des Byzantinischen Reiches war Aramäisch die Volkssprache in Mesopotamien, Syrien und Palästina. Die Regierungselite und kirchliche Elite sprach Griechisch. Weiter östlich, im Persischen Reich, sprach das einfache Volk ebenfalls Aramäisch, die Elite Persisch.

Die ältesten überlieferten Inschriften, die als Vorläufer des Arabischen angesehen werden, datieren um das 4. Jahrhundert v. Chr. Sie wurden in Nordwestarabien gefunden und werden als Altarabisch bezeichnet. Diese Sprache besaß keine eigene Schrift. Die Verfasser der Inschriften benutzten das sogenannte dedanitische Alphabet (nach dem dort befindlichen blühenden Königreich Dedan, das eine eigene Sprache und Schrift besaß). Um das 1. und 2. Jahrhundert entstand das ‚klassische‘ Arabisch. Die ältesten Inschriften in dieser Sprache stammen vermutlich aus Karjat al-Fau, einer Stadt im tiefen Südwesten Arabiens, die über lange Zeit ein wichtiges Bindeglied der Karawanenroute zwischen dem Jemen und dem Norden darstellte. Auch diese Inschriften wurden mithilfe ‚geliehener‘ Buchstaben geschrieben, und zwar in der süd-arabischen Schrift. Als ein Jahrhundert später das klassische Arabisch im Norden auftauchte, ‚lieh‘ man sich dazu die nabatäisch-aramäische Schrift, die damals in Petra verwendet wurde.

Die zahlenmäßige Zunahme der Inschriften zeigt die größere Verbreitung des Arabischen in dieser Zeit. Das war vermutlich dem anwachsenden innerarabischen Handelsverkehr zu danken, wodurch das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Umgangssprache entstand. Die Wahl fiel dabei offenbar auf das Arabische. Um diese Zeit muss hier und da das Gefühl entstanden sein, dass es etwas wie ein arabisches Volk oder eine arabische Nation existierte. In der Zeit benutzten die höher entwickelten Bewohner des nördlichen Arabien den Ausdruck ‚Arabisch‘ für die eigene Sprache und zugleich das Volk, das diese benutzte. Sie wurden sich also einer gemeinsamen Kultur bewusst. Danach entstand bei der Elite auch der Wunsch nach einer gemeinsamen Geschichte zu Abstammung oder Ursprung der Araber: ein ‚Abstammungsmythos‘.

Sehr viel bewirkte diese intellektuelle Denkarbeit vorläufig nicht; die verschiedenen Stämme befehdeten sich weiterhin, sei es wegen alter Wunden, neuer Streitigkeiten oder aber, weil sie von den Römern und Persern gegeneinander ausgespielt wurden.

Im 1. Jahrhundert n. Chr., als die Römer und die Perser sich zum ersten Mal direkt gegenüberstanden, lagen zwischen diesen beiden erbitterten Gegnern noch etliche kleine Königreiche, die als notwendiger Puffer fungierten. Doch nachdem in Persien die aggressive Dynastie der Sassaniden an die Macht gekommen war, wurde ein Pufferstaat nach dem anderen von den beiden Großmächten verschluckt. Auch versuchten sie, möglichst viele arabische Stämme zu eigenen Zwecken zu nutzen. Die Römer schlossen eine Vereinbarung mit einem starken Stamm, der das heutige Jordanien beherrschte und den sie (im Griechischen, der Amtssprache) ‚Sarazenen‘ nannten. Dieser Name wurde letztlich, als der Stamm selbst längst verschwunden war, der Name aller Araber. Auch die Perser suchten nützliche arabische Verbündete. Anfangs waren das die *Tayyi*, was im Osten schließlich die allgemeine Bezeichnung für Araber wurde.

Um die Sarazenen beziehungsweise Tayyi an sich zu binden, versahen beide Großmächte die Stämme mit Geld, Waffen und Nahrung. Dafür mussten die Stämme das Grenzgebiet bewachen und die lokalen Bauern und die Stadtbevölkerung beschützen, indem sie die weiterhin nomadisierenden Stämme unter Kontrolle hielten. Wenn sie selbst angegriffen wurden, konnten sie auf militärische Unterstützung rechnen, aber dafür (und das war für die Großmächte viel wichtiger) erwartete man von ihnen, dass sie Soldaten für die römischen respektive persischen Armeen lieferten. Arabische Söldner waren begehrt: Sie waren abgehärtet und mit Pferden vertraut und stellten somit eine vorzügliche Kavallerie dar. Die Beziehung zwischen den Stammeshäuptern und dem Römischen Reich wurde so eng, dass die Römer die Stammeshäupter (im Griechischen *Phylarchen*) immer mehr wie hohe Beamte innerhalb des Reiches behandelten. Dennoch sorgte gerade diese neue arabische Elite am Ende für große Probleme.

Um das 3. Jahrhundert herum verschwanden die Tayyi von der Bildfläche und die Perser schlossen Verträge mit den Lakhmidern, einer Stammeskoalition unter Führung des mächtigen Clans Nasr in den Steppen westlich von Euphrat und Tigris. Die Byzantiner wechselten von den Sarazenen unter anderem zu den Salih und am Ende des 5., Anfang des 6. Jahrhunderts noch einmal zu anderen Verbündeten. Der spätere Geschichtsschreiber Ibn Habib erklärt dies folgendermaßen:

„Salih hatte die Angewohnheit, bei den Mudar und anderen arabischen Stämmen, die in ihrem Gebiet siedelten, im Namen der Römer Steuern zu erheben. Die Ghassan landeten dort in Scharen auf ihrem Weg nach Syrien, und als sie sich dort niederließen, sagte Salih: ‚Wenn ihr Steuern zahlt, könnt ihr bleiben, wenn nicht, werden wir euch bekämpfen.‘ Die Ghassan weigerten sich und die Salih kämpften mit ihnen und schlugen sie. Zu der Zeit war Thalaba ibn Amr der Führer der Ghassan. Sie [die Salih] besteuerten sie [die Ghassan] weiterhin, bis Djid ibn Amr den Steuereintreiber von Salih tötete. Da riefen die Salih [ihre Kämpfer] zu den Waffen, genau wie Ghassan, und sie trafen sich an einem Platz namens Muhaffaf, und Ghassan vernichtete sie. Der Herrscher der Römer [wahrscheinlich Kaiser Anastasios, reg. 491–518] fürchtete, sie würden sich auf die Seite der Perser schlagen und schickte deshalb [einen Botschafter] zu Thalaba, der sagte: ‚Ihr seid ein tapferes und großes Volk und ihr habt den stärksten und größten Stamm der Araber vernichtet. Ich ernenne nun euch an ihrer Stelle und werde euch einen Vertrag zwischen uns und euch schreiben: Wenn arabische Räuber euch überfallen, werde ich euch mit 40 000 bewaffneten römischen Soldaten unterstützen. Und wenn sie uns überfallen, müsst ihr 20 000 Soldaten liefern, und ihr müsst euch aus dem Kampf zwischen uns und den Persern heraushalten.“

Um 530 entstand in dem Gebiet Syrien–Jordanien unter Führung der Ghassan eine Stammeskoalition, die mit den Byzantinern verbunden war. Diese ‚Ghassaniden‘ wurden von dem Clan der Jafniden dominiert, der im (heutigen) Südwestsyrien und auf den Golanhöhen siedelte. Um ihre Macht zu vergrößern und die Ghassaniden stärker an sich zu binden, gaben die Byzantiner den jafnidischen Herrschern großartige Titel. Der byzantinische Geschichtsschreiber Prokopios berichtet beispielsweise, dass Kaiser Justinian (reg. 527–565) ihnen den Titel ‚Führer der Sarazenen in Palästina‘ verliehen hatte. Damit übten sie nach Ansicht des Kaisers auch Macht über die Araber in Palästina aus. Später bekam der Jafnide al-Harith ibn Jabala den Titel ‚König von Arabien‘. Der Geschichtsschreiber Prokopios berichtet, weshalb das geschah:

„Mundhir, der den Titel König trug, war der Alleinherrscher aller Sarazenen in Persien, und er war jederzeit in der Lage, mit seinem gesamten Heer die römischen [byzantinischen] Gebiete zu überfallen, wenn er es wollte. Kein einziger der Kommandanten römischer Truppen, die sie *duces* nennen, noch irgendein Führer der Sarazenen, die mit Rom verbunden

und Phylarchen genannt wurden, war mit seinen Mannschaften stark genug, sich Mundhir gegenüberzustellen, denn die Truppen in den verschiedenen Distrikten stellten keine echten Gegner dar. Deshalb machte Kaiser Justinian al-Harith ibn Jabala, der über die Sarazenen in [der Provinz] Arabien herrschte, zum Befehlshaber möglichst vieler Stämme und verlieh ihm den Rang eines Königs [Basileus]. Das hatte noch kein Römer bisher getan.“

Die Spannungen zwischen Römern und Persern führten dazu, dass Lakhmiden und Ghassaniden sich immer wieder gegenüberstanden. Zugleich aber profitierten beide Stammeskoalitionen von dem andauernden Konflikt. Sie wussten, dass sie unentbehrlich waren, und konnten immer höhere Forderungen stellen. Dank des unaufhörlich fließenden Stroms an Geschenken und Gunstbezeugungen und möglicherweise auch durch die Migration von Stämmen aus Zentralafrika in diese Gebiete hob sich der Wohlstand des nördlichen Arabiens im Laufe des 6. Jahrhunderts beträchtlich. Die Macht der Stammeskoalitionen reichte wahrscheinlich nicht bis in die großen Städte, in denen kaiserliche Beamte das Sagen hatten, doch besaßen die Reichsten unter ihnen dort prächtige Paläste. Ausgrabungen zeigen, dass sich auch die arabischen Niederlassungen und Städte in diesen Jahrzehnten vergrößerten und wohlhabender wurden.

Führende Araber – Stammeshäupter, reiche Händler, hohe Beamte – nahmen im Laufe der Jahre immer mehr persische beziehungsweise byzantinische Gewohnheiten an. Und sie bekehrten sich zum Christentum. Ein großer Sieg der christlichen Kirche im 5. Jahrhundert war die Bekehrung der Jafniden zum monophysitischen Christentum. Sie wurden vorbildliche Gläubige. Jeden Winter zog der Clan aus der Hauptstadt al-Djabiya (auf den Golanhöhen) nach Rusafa in Nordsyrien zum Grab des heiligen Sergius, eines bedeutenden syrischen Heiligen. Im Griechischen hieß diese Stadt auch Sergiopolis. Doch hinter dieser Bekehrung steckte ein Plan. Die Ghassaniden trieben die Organisation der monophysitischen Kirche voran. Um 542 ersuchte al-Harith ibn Jabala Kaiserin Theodora, zwei Bischöfe für seine Untertanen zu entsenden. Das war in jener Zeit keine ungewöhnliche Bitte. Bischöfe waren im Prinzip Beamte, die vom kaiserlichen Hof angestellt wurden, und Theodora stand den Monophysiten positiv gegenüber. Mit der Ernennung dieser beiden Bi-

schöfe begann nach allgemeiner Ansicht der Aufbau der monophysitischen kirchlichen Hierarchie. Sie ernannten eine ganze Reihe bischöflicher Kollegen für andere Gebiete, in denen viele monophysitische Christen lebten. Die konnten oft nicht in den großen Städten bleiben, wo sich die offiziellen diophysitischen Kirchenvorsteher aufhielten, und zogen stattdessen in kleinere Städte oder Klöster. Währenddessen beobachteten die ghassanidischen Herrscher sehr genau, was in ‚ihrer‘ monophysitischen Kirche vor sich ging. Sie finanzierten neue Kirchen und beschäftigten sich aktiv mit theologischen Fragen und wichtigen personellen Ernennungen. Eigentlich strebten sie danach, in der monophysitischen Kirche dieselbe Rolle zu spielen wie der Kaiser in der diophysitischen Kirche. In ihren Augen sollte der Monophysitismus das ‚arabische Christentum‘ werden.

Der zunehmende Wohlstand und die Übernahme fremder Gewohnheiten, wozu auch die Religionen gehörten, führten zu Protesten. Schriftsteller und Dichter fingen an, die ‚ursprüngliche‘ arabische Kultur zu verherrlichen. Die Araber, so sagten sie, sollten nicht ihre Nachbarn imitieren, sondern ihre eigenen Gewohnheiten und Gebräuche wiederentdecken und kultivieren. *Khalifu* („Mach es anders!“) war es, was sie wollten. „Anders“ bedeutete in diesem Zusammenhang: nicht so wie die Byzantiner oder Perser, sondern nach ursprünglicher arabischer Art. Aber was war diese ‚ursprüngliche‘ Art nun genau? Die Suche nach dem, was ‚echt‘ arabisch war, führte zur Verherrlichung der vermeintlich ‚urarabischen‘ Tugenden wie Einfachheit und Ehrgefühl und in der Konsequenz zu größerer Beachtung der gemeinsamen Vergangenheit und ihrer Verherrlichung. Leider war völlig unklar, wer ihr gemeinsamer arabischer Stammvater gewesen war und wo das Land ihrer Herkunft gelegen hatte. Für viele der sie umgebenden Völker war das keine Frage. Die Griechen und die Römer hatten immer behauptet, dass sie vom Halbgott Prometheus geschaffen waren, und die Römer konnten dem noch hinzufügen, dass sie von dem trojanischen Helden Aeneas abstammten. Die Perser behaupteten, sie seien einst im (heutigen) Iran von Göttern erschaffen worden. Die Juden sagten, dass sie von Isaak, dem Sohn Abrahams, abstammten, einem Nachkommen von Sem, dem ältesten Sohn Noahs. Die

Christen stellten kein gesondertes Volk dar, denn alle Christen stammten von Überlebenden der Sintflut ab, von den Söhnen Noahs.

Und die Araber? Auch sie konnten, wenn sie denn wollten, ihre Abstammung in der Bibel finden. Darin stand, dass die Völker der arabischen Wüste von Ismael abstammten, einem anderen Sohn Abrahams. Doch diese Version war natürlich nur interessant für Araber, die Christen oder Juden geworden waren. Die polytheistischen Araber wollten mit der Bibel nichts zu tun haben. Dazu kam, dass die bekehrten Araber auch nicht wirklich glücklich gewesen sein können mit dem Bild, das die Bibel von den Arabern übermittelt. Abraham hatte Ismael mit Hagar, einer ägyptischen Sklavin, gezeugt. Danach hatte er im Auftrag Saras, seiner Frau, wenn auch mit Zustimmung Gottes, Mutter und Sohn in die Wüste geschickt. Gott hatte Abraham dabei versprochen, Ismael würde der Stammvater eines großen Volkes werden. Doch er war nie seinem Bruder Isaak (Gen 16,1–13; 21,8–20) gleichgestellt. Mit anderen Worten: Die Araber waren der Bibel zufolge den Juden nie ebenbürtig.

Die arabischen Dichter und Geschichtenerzähler, immer auf der Suche nach einer Alternative zu dieser erniedrigenden Bibelgeschichte, machten dankbar Gebrauch von einer ganzen Anzahl Traditionen, denen zufolge die arabischen Stämme im Norden zu einem großen Teil aus dem Süden stammten. Eine Geschichte spielte dabei eine wichtige Rolle: die vom Untergang des Königreiches Saba. Im äußersten Süden, weit entfernt von aller korrumpierenden Kultur, war einst ein mächtiges arabisches Königreich untergegangen. Ursache dafür war der Einsturz des riesigen Staudamms von Marib, von dem ganz Saba abhängig war. Im Koran finden wir folgende Version des Dramas:

„Für die Sabbäer lag einst ein Zeichen in ihrem Wohnort: zwei Gärten, rechts und links. ‚Esst von den Gaben eures Herrn! Und danket ihm!‘ Ein gutes Land. Und ein Herr, der bereit ist zu vergeben. Sie aber wendeten sich ab. Da schickten wir gegen sie des Dammes Wassermassen und tauschten ihnen ihre beiden Gärten ein gegen zwei andere mit Dornbuschfrüchten, Tamarisken und geringem Bewuchs an Zizyphus. So vergalten wir ihnen, dass sie undankbar waren. Bestrafen wir jemanden – außer den, der undankbar ist?“  
(Sure 34,15–17)

Dem Koran zufolge wurden die Einwohner von Saba bestraft, weil sie beschlossen hatten, dass ihre Karawanen nicht mehr an den traditionellen Raststätten rasten sollten:

„Wir machten zwischen ihnen und den Städten, die wir gesegnet hatten, Städte, die deutlich sichtbar waren, und machten die Reise zwischen ihnen abschätzbar. ‚Reist umher zwischen ihnen in Sicherheit, bei Nacht und bei Tage!‘ Da sprachen sie: ‚Unser Herr! Vergrößere die Strecken unserer Reisen!‘ Und sie frevelten gegen sich selbst.“ (Sure 34,18–19)

Der Koran zeigt, dass die Geschichte vom Untergang Sabas allgemein bekannt war:

„[...] da machten wir sie zur Legende und rissen sie ganz und gar in Stücke. Siehe, darin liegen wahrlich Zeichen für einen jeden, der sich standhaft zeigt und dankbar ist.“ (Sure 34,19)

Saba ist ein anderer Name für Jemen. Und der Staudamm von Marib hat wirklich existiert. Die Reste dieses eindrucksvollen, von Menschenhand errichteten Staudamms sind noch immer im Wadi Athanah, etwa 150 Kilometer östlich der heutigen jemenitischen Hauptstadt Sanaa zu bewundern. Der Damm gehörte zu einem großen Bewässerungssystem, das jahrhundertlang den Wohlstand des Königreiches Himyar sicherte. Er hielt das Wasser zurück, das in der Regenzeit durch das Wadi floss, und das gesammelte Regenwasser wurde dann während der Trockenzeit genutzt, um die Äcker in der weiten Umgebung zu bewässern. Der Damm (und alles, was dazugehörte) machte Himyar zu einem wichtigen Exporteur von Agrarprodukten. Doch ein so riesiger Damm muss fortwährend instand gehalten werden. Es können Risse oder Verschiebungen auftreten und hinter dem Damm sammeln sich große Mengen Schlamm, Sand und Steine an, die regelmäßig entfernt werden müssen, weil das Wasser andernfalls von Jahr zu Jahr höher steigen würde. So hoch, dass der Damm brechen kann. Der Damm von Marib ist daher auch mehrmals eingestürzt und anschließend wieder aufgebaut worden. Der älteste Damm datiert auf viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, danach sind immer wieder Reparaturarbeiten vorgenommen worden. Ein wirklich katastrophaler Dammbbruch fand 455 n. Chr. statt. Etwa ein Jahrhundert später ließ König Abraha ihn wieder aufbauen,